Adel.

Erster Band.

Adel.

Roman in drei Abtheilungen.

Von

J. D. H. Temme.

Erster Band.

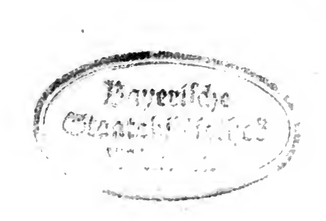


Glogau

Verlag von Carl Flemming.

1860.







Erste Abtheilung.

Reisegeschichten.

Es war zu Ende des Monats Jänner im Jahre eintausend achthundert und dreizehn.

Der kurze Winternachmittag war schon ziemlich weit vorgerückt.

Es hatte am Morgen geschneit. Gegen Mittag war ein gelinder, klarer Frost eingetreten. Dieser hielt noch an.

Vor dem Posthause an einer großen Landstraße, die im nördlichen Deutschland von Westen nach Osten führte, stand ein alter, noch sehr kräftiger Mann. Er hatte ein starkknochiges Gesicht; einen ungeheuren weißen Schnurrbart, und einen Stelzfuß, gleich einer Herkuleskeule. Sein großer Körper war in einen alten Schafspelz und sein grauer Kopf in einen großen Fuchspelz eingehüllt.

Der Mann stand auf einer Vortreppe des Hauses, die nach der Landstraße zu mit einem Geländer und oben mit einem Dach zum Schutz gegen Sonne, wie gegen Schnee und Regen versehen war.

Das Haus war ein Posthaus, und der Mann war der Postmeister darin.

Das Posthaus lag isolirt an der Landstraße. Rund umher sah man nur Haide und Fichten. Erst in einer Entfernung

von einer halben Meile schaute über den niedrigen grauen Fichten ein niedriger grauer Kirchthurm hervor.

Das Posthaus lag in der brandenburgischen Mark. Es war hier die erste preußische Station, wenn man von Westen her aus dem damals noch bestehenden Königreiche Westfalen in das Königreich Preußen kam. Die Grenze war kaum einige hundert Schritte entfernt.

Der alte, doppelt bepelzte Postmeister sah die Landstraße in der Richtung nach der Grenze hinauf. Er mußte in dieser Richtung etwas vernommen haben, und in Folge dessen jetzt etwas erwarten. Die Straße krümmte sich in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten. Zwischen den Fichten, die auch dort zu beiden Seiten standen, mußte das, was er erwartete, hervorkommen.

Nach einer Weile ließ sich ein Posthorn vernehmen, noch jenseits der Krümmung. Das Posthorn gab ein Postsignal.

— Oho, sagte der Postmeister, halb verwundert und halb mürrisch. Schon wieder! Wenn das heute so fort geht, wie soll das enden! Dieses verfluchte Franzosenpack! Zum Glück will der da nur zwei Pferde.

Noch ein Anderer hatte das Signal des Posthorns verstanden.

Ein gleichfalls ältlicher, etwas träger Mensch in einem alten grauen Mantel mit orangegelbem Kragen, war zu dem Postmeister auf die Treppe getreten. Er war der Wagenmeister, Hausknecht u. s. w. des Postmeisters.

— Zwei Pferde, Herr Postmeister? sagte er zu seinem Herrn.

— Ja, antwortete dieser kurz.

— Sechs haben wir nur noch im Stalle.

— Ja.

— Davon müssen vier für die Fahrpost bleiben.

— Ja.

— Zwei nimmt der da?

— Nun?

— Wenn nur noch eine einzige Extrapost käme, wo sollten wir die Pferde hernehmen.

— Nirgends.

— Sehr wohl, Herr Postmeister, nirgends, denn in der ganzen Nachbarschaft ist kein Pferd mehr aufzutreiben. Alles ist fort. Die französischen Generale und Couriere fahren ja seit drei Tagen wie toll nach links und nach rechts, vom Morgen bis zum Abend. Das wird eine schlimme Zeit werden, Herr Postmeister. Wenn man nur wüßte, was aus der Welt werden soll. Die Franzosen noch immer im Lande, wie die Herren, gar noch in Berlin. Ist es denn wahr, Herr Postmeister, daß der König von Berlin weg sein soll? Die Leute sagen, er wolle eine Armee sammeln, um endlich die Franzosen fortzujagen.

Ein Ungewitter unterbrach den politisch schwätzenden Wagenmeister.

Du und ich, rief der Postmeister zornig, und mit seinem Stelzfuße stampfend, daß die ganze Treppe zitterte, können nicht mehr dabei sein. Ich nicht wegen dieses verfluchten Dinges da — er zeigte auf seinen Stelzfuß, mit dem er von neuem stampfte. Wie wollte ich sonst schon lange dieses alte Nest von Posthaus den Ratten überlassen haben. Und Du nicht, weil Du zu alt bist. —

— O, Herr Postmeister, entgegnete beleidigt der Wagenmeister, was das Alter anbetrifft, so bin ich noch immer ein paar Jahre jünger als Sie.

— Aber ein Kerl, den ich mit meinem kleinen Finger zerbreche. Und jetzt muß der König ganze Männer haben.

— Aber Herr Postmeister, seit einigen Tagen hört man ja von nichts als von Soldatenwerden, um die Franzosen aus dem Lande zu jagen. Selbst die Jungen aus den Schulen wollen fortlaufen.

Der Postmeister wurde wieder braun vor Zorn.

— Ja, ja, den jungen Gelbschnäbeln muß man es am Ende doch überlassen, das Vaterland zu retten. Dieses verdammte hölzerne Bein!

Es war eine sonderbare Eifersucht, die den alten braven Postmeister, oder in diesem Punkte eigentlich den braven ehemaligen Wachtmeister erzürnte. Denn Wachtmeister war er gewesen, und nachdem er in den Franzosenkriegen sich seinen Stelzfuß geholt, hatte er einen Ruheposten als Postmeister erhalten.

Das System der „zwölf Jahre gedienten Unteroffiziere“ war damals in Preußen noch nicht erfunden.

Als alter Invalide aber, der selbst nicht mehr dienen, und mithin an dem Verjagen der Franzosen aus dem Lande keinen Theil mehr nehmen konnte, wollte er nun auch keinen Andern den Ruhm und den Triumph einer solchen Theilnahme gönnen, und wenn es nach seinem Stolze und Patriotismus gegangen wäre, so säßen die Franzosen noch heutzutage in Berlin.

Er ärgerte sich freilich über sich selbst.

— Aber kann man mit dem Schwätzen Pferde in den Stall schaffen? rief er.

Da kam auch der Wagenmeister auf sein Thema zurück.

— Und doch müssen die Reisenden weiter, Herr Postmeister.

— Wenn aber keine Pferde da sind, bekommen sie keine.

— Aber man reist doch, um weiterzukommen, Herr Postmeister.

— Mögen sie zum Teufel reisen. Zu der Reise hat kein Mensch Pferde nöthig.

Der Postmeister hatte als solcher, vielleicht auch als alter Wächter der Escadron, selbst während er im Zorn sprach, seine Augen überall.

— Joachim! sagte er auf einmal zum Wagenmeister.

— Herr Postmeister?

— Da regt sich etwas in den Fichten. Hast Du es auch gesehen?

Er zeigte nach den Fichten hin, die gerade dem Posthause gegenüber jenseits der Landstraße standen.

— Ich habe nichts gesehen, Herr Postmeister.

— So sieh einmal nach. Es war mir als hätte ich dort

ein Paar Spitzbubenaugen bemerkt, und als schliche ein Kerl in den Fichten.

Joachim säumte zu gehen.

— Sie haben sich wohl geirrt, Herr Postmeister. Wer sollte da auch sein?

— Zum Donnerwetter, Kerl, Du fürchtest Dich wohl?

— Vor wem sollte ich mich fürchten, Herr Postmeister?

Der Wagenmeister ging dennoch nicht.

Der Postmeister warf ihm einen verächtlichen Blick zu, und ging selbst.

Furcht kannte der alte brave Soldat nicht. Das sah man schon dem Eifer und der Eile an, mit der er, trotz seines schweren Stelzfußes, die Treppe hinunterstieg, die Landstraße durchschritt, und auf der andern Seite derselben in die Fichten eindrang.

Er verlor sich in diesen. Aber schon nach wenigen Secunden hörte man seine rauhe tiefe Stimme, eine alte Schlachtenstimme, darin.

— He, Bursche, was machst Du hier? Warum versteckst Du Dich?

Gleich darauf kam er wieder auf der Landstraße zum Vorschein.

Seine kräftige Faust zog an der Schulter einen Menschen nach. —

Der Mensch war zerlumpt, und sah auch sonst aus wie ein Bettler. Aber er hatte ein Paar verzweifelt listige Augen im Kopfe, denen er vergebens den Ausdruck der Demuth und der Furcht zu geben versuchte. Es waren wirklich Spitzbubenaugen, wie der Postmeister schon gesagt hatte. Und sein gedrungener Körper war kräftig, wie nur je der Körper eines gesunden Burschen von dreißig Jahren sein kann. Freilich war er wol nicht ganz gesund, denn er trug einen Stelzfuß, der nur weniger schwer wie der des Postmeisters war, und ging auf zwei mächtigen Krücken.

Zwischen seinem und des Postmeisters Stelzfuße war übrigens auch noch ein anderer Unterschied. Der Bettler hatte

sein Bein noch, und es lag nur gekrümmt und angeschnallt auf dem Stelzfuße. Er konnte auch auf seinen Krücken dem behenden, ohne Krücken marschirenden alten Soldaten nur langsam folgen. Er folgte ihm freilich nur widerwillig und mit einem halb furchtsamen Trotze.

— Nun Bursche, wirst Du sagen, warum Du Dich hier versteckt hast?

— Das Betteln ist ja hier in Preußen verboten, antwortete der Mensch verstockt.

— Du bist also ein Bettler?

Der Mensch veränderte schnell den Ton.

— Ja, lieber Herr, sehen Sie das nicht? Ich bin ein armer lahmer Mann, und ich habe Hunger.

Ein armer, lahmer Mann, der einen Stelzfuß trug! Dabei war der Postmeister schon von Herzen ein gutmüthiger Mann.

Er warf noch einen mißtrauischen Blick in die Spitzbubenaugen. Dann sagte er mitleidig:

— Gehe ins Haus, sie werden Dir zu essen geben.

Er selbst führte den lahmen Mann die Treppe hinauf.

— Joachim, bringe den Mann in die Küche.

Der Wagenmeister führte den Bettler in die Küche, und kam nach einigen Augenblicken zu seinem Herrn auf die Treppe zurück.

Die durch die Signale des Postillons angekündigte Extrapost war unterdeß um die Ecke der Landstraße zum Vorschein gekommen, und fuhr vor dem Posthause vor. Es war eine verschlossene Postchaise mit zwei Pferden.

Der königlich westfälische Postillon, der sie fuhr, stieg, nachdem er angehalten hatte, vom Bock, und übergab dem Postmeister seinen Begleitezettel.

Der Postmeister sah in diesen hinein.

— Eine einzelne Frau? sagte er.

— Ja, Herr Postmeister.

— Will nach Berlin?

— So wird es ja wohl im Zettel stehen.

— Will sie gleich weiter fahren?

— Ich denke. Sie war unterwegs eilends.

— Warum mag sie denn noch nicht aussteigen?

— Ich kann es nicht sagen, antwortete gleichgiltig der fremde Postillon, zu dessen Amte es hier auf der preußischen Station nur noch gehörte, seine Pferde einige Augenblicke verschnaufen zu lassen, ihnen allenfalls etwas Brod und Wasser zu geben, und dann mit ihnen und seinem leeren Wagen zurückzufahren.

Der Postmeister wendete sich an seinen Wagenmeister.

— Joachim, hilf der Frau — eine Madame ist es ja wol — aus dem Wagen.

Der alte Wagenmeister ging an den Wagen, öffnete den Schlag, und rief in den Wagen hinein:

— Hier sind Sie auf der Station. Sie müssen hier aussteigen.

Dann drehte er sich mit einem etwas verwunderten Gesichte nach seinem Herrn um.

— Nun, Joachim? fragte dieser.

— Ich bekomme keine Antwort, Herr Postmeister.

— Rufe lauter.

— Sie müssen hier aussteigen! rief der Wagenmeister lauter in den Wagen hinein.

Er wartete einige Secunden. Dann drehte er sich wieder verwundert nach seinem Herrn um.

— Sie rührt sich nicht Herr Postmeister.

— Sie schläft wol, Joachim?

Da hatte auch der schläfrige Postillon wieder Worte.

— Es mag wol auch etwas anderes sein, Herr Postmeister. Schon als sie auf unserer Station ausstieg, sah sie so curios weiß im Gesichte aus, und unterwegs habe ich sie oft gewaltig stöhnen gehört. Ich fragte sie, was ihr fehle; sie meinte aber, ich solle nur schnell fahren, sie sei eilig.

Der Postmeister ging selbst an den Wagen.

— Hm, hm, sagte er, als er hineingesehen hatte.

In einer Ecke des Wagens saß eine Gestalt, die man nur an ihren Kleidern für eine Frauengestalt erkennen konnte. Sie war ineinander gekrümmt, nach vorn herübergebückt, so daß man auch daß Gesicht nicht zu sehen vermochte. Man sah eigentlich nur einen Reisemantel und Hut.

Beide zeigten an, daß die Reisende den höheren Ständen angehören müsse.

Madame! rief der Postmeister in den Wagen hinein. Die Gestalt bewegte sich nicht.

Er rief zum zweitenmal, mit einem besorgten Kopfschütteln.

Jetzt regte sie sich.

Ein tiefer, schwerer, banger Seufzer.

Dann erhob sich das Gesicht.

Dann öffneten sich ein Paar Augen.

Dann schüttelte sich die ganze Gestalt, wie in Fieberfrost aus einem tiefen Schlafe erwachend. Vielleicht auch aus einer schweren Ohnmacht.

Denn das Gesicht war geisterhaft bleich, und die Augen starrten hohl und wie noch bewußtlos vor sich hin.

Aber die bleichen Züge waren bildschön, und die starrenden, wie erstarrten Augen waren groß und tief dunkelbraun.

Die Dame war noch jung.

— Sie sind hier auf der Station, Madame, sagte der Postmeister zu ihr so sanft, wie die Stimme eines ehemaligen Wachtmeisters und von Amtswegen groben Postmeisters es vermochte.

— Ich muß hier aussteigen? fragte die Dame.

— Ja, Sie müssen so gut sein.

— Ach, ich bin sehr schwach. Wären Sie so freundlich, mir zu helfen?

— Sie sind doch nicht krank, Madame?

— Es wird vorübergehen. Mir ist schon wieder wohler.

— Sie hatten wohl da vorhin eine Ohnmacht gehabt?

— Ich fühle mich wieder besser.

Der alte Postmeister half der Dame aussteigen, sorgsam wie ein Vater seinem Kinde.

Als sie ausgestiegen war, sah man, trotz dem verhüllenden Reisemantel, eine feine, schlanke Gestalt. Aber sehr mager schien sie zu sein.

— Wünschen Sie gleich weiter zu reisen? fragte der Postmeister sie.

Sie hatte versucht, ein paar Schritte zu machen. Sie mußte sich an dem Postmeister festhalten. Sie schüttelte mit einem schmerzlichen Lächeln über sich selbst den Kopf.

— Es wird doch nicht gehen, erwiederte sie auf die Frage des Postmeisters. Darf ich Sie vorderhand um ein warmes Zimmer bitten? Ach, auch wol um ein Bett? Ueber das Weiterfahren sprechen wir nachher.

Muth und Geistesgegenwart hatte die schwache, kranke Frau.

Aber auf einmal schien sie auch diese zu verlieren.

Sie hatte den Arm des Postmeisters behalten.

Sie schritt auf diesen gestützt, langsam der bedeckten Treppe vor dem Posthause zu. Sie erreichten das obere Ende der Treppe.

Hier mußte sie Halt machen, um Athem und neue Kräfte zu schöpfen.

Dann trat sie in die Thüre des Hauses ein.

Auf einmal erschrack sie heftig; sie fiel an dem Arm des Postmeisters zusammen. Er mußte Kraft anwenden, sie aufrecht zu halten.

— Um Gotteswillen! rief sie.

Wenn man durch die Thüre des Posthauses in das Haus eintrat, so kam man zuerst in einen langen Gang, an dem sich mehrere Thüren befanden.

Links lag die Post-Expeditionsstube, das Bureau des Postmeisters.

Ihr gegenüber rechts lag die Passagierstube.

Im Hintergrunde, gerade der Hausthür gegenüber, war die Thüre, durch welche man in die Küche gelangte.

Sie lag halb verdeckt durch die Treppe, die dicht vor ihr in die oberen Theile des Hauses führte. Wer nicht zufällig oder

absichtlich scharf hinsah, dem entging es ganz, daß sich dort eine Treppe befand.

Die kranke Dame mußte scharf hingesehen haben. Sie hatte nicht nur die Thür bemerkt, sondern in dieser zugleich etwas anderes, was sie bis in das Innerste des Herzens erschreckt hatte.

Der Postmeister folgte rasch ihrem Blicke, als er sie so erschrocken sah.

Er begegnete noch eben einem Blitze der Spitzbubenaugen des lahmen Bettlers. Sie zogen in demselben Momente in das Innere der Küche, hinter die Thür sich zurück.

— Hm, hm, die kennen sich, sagte der Postmeister für sich, Und sie scheint ihn zu fürchten.

— Was erschreckt Sie, Madame? fragte er laut die Dame.

Sie war so schwach, daß sie ihm kaum antworten konnte.

— Nichts, nichts! — O wäre ich schon in Ruhe! Lassen Sie uns eilen!

— Hm, hm!

Er führte, oder vielmehr er trug sie die Treppe hinauf.

Oben geleitete er sie in eine erwärmte Stube, in der er sie auf einem Bette niederließ.

Dann rief er seine Haushälterin — verheirathet war er nicht — zur weiteren Unterstützung der Dame herbei.

Er selbst ging in die Küche.

— Von der armen Person ist, wenigstens vorerst, nichts zu erfahren. Aber wissen muß ich doch, was das ist. Ich werde den lahmen Kerl auf den Zahn fühlen.

Grob und neugierig — sollen alle Postmeister sein, besonders wenn sie alte Soldaten sind.

Aber der lahme Bettler war nicht mehr in der Küche. Er war auch nirgends mehr zu sehen, weder er, noch sein Stelzfuß, noch seine Krücken. Und auch niemand hatte gesehen, wie er verschwunden war. Nachdem der Postmeister — schon von oben — die Haushälterin herausgerufen, war der Bettler mit einem Dienstmädchen allein in der Küche geblieben. Den Augenblick nachher, als das Mädchen zum Feuer geschaut und sich dann

wieder umgewendet hatte, war er fort gewesen. Sie hatte rasch nachgesehen, ob er nichts mitgenommen habe. Es fehlte nichts in der Küche.

Auch der Postmeister sah in gleicher Absicht nach. Er vermißte ebenfalls nichts.

— Aber Spitzbubenaugen hatte der Kerl dennoch, sagte er. Passe daher nur gut auf, Dörte. Wer weiß, wo er sitzt, um zu guter Gelegenheit wiederzukommen.

Er konnte indeß über die Sache nicht weiter nachdenken.

Wiederum ließ sich, und zwar von derselben Seite des Königreichs Westfalen her, ein Posthorn hören. Wiederum war es das Signal einer Extrapost.

— Himmeldonnerwetter! fluchte ärgerlich der Postmeister.

— Na, da sitzen wir fest, Herr Postmeister, sagte der Wagenmeister, der auch sogleich wieder da war. Und gar vier Pferde, Herr Postmeister.

— Ja, vier, brummte der Postmeister.

— Wo nehmen wir die her?

— Mögen sie zum Teufel fahren.

— Ja, ja, zu der Reise hat kein Mensch Pferde nöthig.

Sie waren wieder auf die Treppe vor dem Hause gerannt.

In der Biegung der Landstraße kam eine alte, mit vier Pferden bespannte Extrapostkutsche zum Vorschein. Sie fuhr in schlankem Trabe dem Posthause zu. Vor diesem hielt sie.

Ein Schlag des Wagens, oder eigentlich ein altes Leder, das die Stelle des Schlages vertrat, wurde schnell von innen aufgerissen.

Ein junger Mann sprang aus dem Wagen.

Es war ein blutjunger Mensch. Das Gesicht noch wie Milch und Blut, kein Flaum bedeckte Lippen oder Kinn. Er konnte höchstens siebzehn Jahre zählen. Er trug einen weiten blauen Mantel.

Als er mit leichtem, kräftigem Sprunge den Boden erreicht hatte, sah er sich flüchtig um nach dem einsamen Posthause, nach der unermeßlichen Haide, in der es lag, nach den verkrüppelten

Fichten, die allein diese Haide bevölkerten. Zuletzt sah er die beiden Postbeamten auf der Treppe an.

In sein hübsches, eigentlich könnten wir es gerade heraussagen, in sein schönes Gesicht stieg ein spöttisches, übermüthiges Lächeln über den doppelt bepelzten Postmeister und den Wagenmeister in dem alten Postmantel.

Der Postmeister bezog es wenigstens auf sich. Er knurrte grimmig.

— Ein naseweiser Gelbschnabel! Wahrscheinlich ein deutsches Söhnchen von diesem französischen Hofe in Kassel. Denn ein Franzosengesicht hat das Bürschchen nicht. Desto frecher und unverschämter wird er sein. Wenn doch dieses Gesindel mit der Hundepeitsche — aber noch vier Wochen Geduld. Dann ist es aus mit euch!

Der junge Mann hatte sich unterdeß nach dem Innern des Wagens umgewendet.

— Nun, rief er in diesen hinein, behagt es Dir in dem alten Rattenkasten so wohl, daß Du nicht aussteigen willst?

Eine etwas derbe Stimme antwortete aus dem Wagen, etwas verdrießlich wie es schien:

— Ich liebe Deine halsbrechenden Künste nicht. Ich bin kein Narr wie Du. Ich liebe überhaupt Deine Narrheiten nicht.

— Du willst also sitzen bleiben? Meinetwegen. Ich gehe ins Haus und wärme mich.

Da wurde die Stimme im Wagen zornig.

— Zum Teufel, Bursche, unterstehe Dich! Kann denn ein gesetzter Mensch ohne Hilfe aus diesem Loche heraus? Reiche mir Deine Hand und hilf mir.

Die Oeffnung, durch die der junge Mann aus dem Wagen gesprungen war, und durch die auch sein Reisegefährte hervorkommen mußte, war für einen gesetzten Mann allerdings schmal und niedrig genug.

Der junge Reisende reichte seinen Arm hinein, und auf diesen gestützt, kam langsam und beschwerlich ein zweiter Reisender zum Vorschein, und auf der Landstraße zum Stehen.

Er trug einen weiten blauen Mantel, wie der Erste.

Er war auch noch ein junger Mann; aber zählte der andere höchstens siebzehn, so zählte er mindestens seine sechsundzwanzig Jahre.

Er unterschied sich auch sonst von jenem. Sein Gesicht war nichts weniger als schön. Er hatte einige Blatternarben, eine aufgestülpte Nase, einen sehr großen Mund. Aber die hochgewölbte Stirne zeigte Geist, die hellen blauen Augen blitzten lebhaften, entschlossenen Muth, und die verzweifelt langen Lippen umspielte ein verzweifelt überlegenes spöttisches Lächeln. Das Gesicht war interessant, es zog unwillkürlich an.

Seine Gestalt war untersetzt, kräftig. Seine Bewegungen, als er einmal den Erdboden gewonnen hatte, waren rasch, entschieden, elastisch. Er hatte wol nur aus Trägheit beim Aussteigen sich unterstützen lassen, oder er hatte seinen jüngeren Gefährten foppen wollen.

Auch er sah sich, als er ausgestiegen war, nach allen Seiten um. Das Lächeln um seine Lippen wurde spöttischer. Dann wendete er sich zu seinem Gefährten:

— Weißt Du, wo wir hier sind, Max?

— In Preußen, antwortete der Andere.

— In Preußen, Bursche? Ich denke hier an die Geographie, und für die Geographie wie für Ethnographie giebt es, außer der Provinz Preußen, gar kein Preußen, ist ein Preußen nicht einmal ein Begriff. Ich zweifle gar, ob es nur ein politischer Begriff ist; denn wenn ich zum Beispiel an Schlesien denke —

Der jüngere Reisende unterbrach ihn.

— Höre, Bommel, sagte er mit einer gewissen blasirten Ruhe und Gleichgültigkeit, die so sonderbar gegen sein frohes, lebhafte Aeußere abstach, daß man sie mit dem besten Willen nicht für natürlich, sondern für gemacht, affectirt halten mußte: höre, Bommel, wenn Du meinst, mich damit zu ärgern, so irrst Du Dich.

Der Aeltere beantwortete die Unterbrechung nur mit einem

Hohne, den man freilich ebenfalls für einen gemachten halten mochte.

— Ich Dich ärgern? Das wäre mir der Mühe werth. Aber belehren will ich Dich, junger Mensch, damit Du nicht als ein ganz unwissender Bursche in die Heimat zurückkehrst. Belehren über Dein eigenes Vaterland. Und nun wisse also zuerst, daß Preußen höchstens ein bureaukratischer Begriff, eine bureaukratische Einheit ist. Und dann erfahre zweitens, daß wir hier in der Provinz Brandenburg sind. Und nun sieh Dich einmal um. Sieh Dich einmal ganz genau um. Was siehst Du?

— Was ich sehe? Fichten und Haiden genug.

— Aber was für Fichten und Haiden? Haiden der Intelligenz und Fichten der Bildung. Hier ist alles geistreich und geistvoll.

— Aber das Volk ist brav, sagte der Andere trotz seiner blasirten Gleichgültigkeit mit Nachdruck.

— Die Bureaukratie ist größer.

— Der Stein wird sie schon klein machen.

— Ah bah, euer Stein! Was habt ihr denn an diesem Freiherrn, der den Napoleon haßt, weil dieser die deutsche Aristokratie zu vernichten sucht, und der klug genug ist, einzusehen, daß das Volk dafür da ist, anderen Leuten die Kastanien aus dem Feuer zu holen? Aber es ist kalt vor der Thür, laß uns in das Haus gehen und uns wärmen.

— Vorher aber Pferde zur Weiterreise bestellen.

— Bist Du so eilig mit Deinen Narrheiten?

Der Jüngere antwortete auf die höhnische Frage nicht. Er schritt seinem Gefährten voran die Treppe vor dem Posthause hinauf.

Dort standen noch immer erwartend der Postmeister und sein Wagenmeister.

— Pferde! Aber schnell! warf ihnen der junge Mann kurz und befehlend hin.

Dann wollte er an jenen vorüber in das Haus gehen.

Aber die Antwort des Postmeisters hielt ihn zurück.

— Sie bekommen keine Pferde, Herr!

Der Postmeister sagte das eben so zornig wie grob.

Der junge Reisende drehte sich nach ihm um, sehr langsam und sehr hochmüthig.

— Keine Pferde, Herr?

Der Postmeister wurde zorniger, gereizter.

— Nein, Herr! rief er.

— Und warum nicht?

— Weil keine da sind, wenigstens für Sie nicht.

— Also für Andere?

— Ja, Herr, für Andere. Sechs Pferde, das ist alles, was ich noch in allen meinen Ställen habe, und was in der ganzen Umgegend auf eine Meile weit zu haben ist. Und von den sechs müssen vier für den täglichen Postwagen bleiben, der in einer Stunde ankommt, und die beiden andern sind vor einer Viertelstunde von einer Dame bestellt worden. Und nun thun Sie, was Sie wollen, aber Pferde bekommen Sie nicht. Verstehen Sie mich?

Der junge Reisende war bei diesen in großem Zorn gesprochenen Worten ebenso ruhig geblieben. Man sah ihm zugleich an, daß er seinen Entschluß gefaßt hatte.

— Komme, Bommel, sagte er zu seinem älteren Gefährten.

Aber dieser war auf einmal unruhig geworden.

— Einen Augenblick Geduld, Max.

Dann wendete er sich an den Postmeister.

— Eine Dame hat zwei Pferde bestellt?

— Ja.

— Vor einer Viertelstunde?

— So lange mag es her sein.

— Ist die Dame hier?

— Da oben im Hause.

Der ältere Reisende wendete sich wieder zu dem jüngeren.

— Max!

— Was willst Du?

— Bleiben wir einstweilen.

— Du magst es, ich reise weiter.

— Aber zum Teufel, Mensch —

— Bekümmere Dich um meine Thorheiten nicht, was gehen mich die Deinigen an.

Der Jüngere machte Miene, die Treppe hinunterzugehen.

Der Aeltere hielt ihn zurück.

— Wohin willst Du?

— Pferde holen.

— Nicht die der Dame, Mensch.

— Aber die des Postwagens.

— Du willst also nicht warten?

— Nein.

— So komme.

Sie gingen beide die Treppe hinunter.

Der Postmeister sah ihnen verwundert nach.

— Wohin wollen die Herren?

— Uns Pferde holen.

— Da können Sie lange suchen.

— So?

— Das sind ein Paar freche Burschen, Joachim, sagte der Postmeister zu seinem Wagenmeister. Die sollen lange warten, ehe sie hier Pferde bekommen.

Aber auf einmal wurde er unruhig.

Die beiden Reisenden gingen geradenwegs auf die Postställe zu, die neben dem Hause lagen, und in denen die sechs Pferde standen.

— Alle Donnerwetter, Joachim, was haben denn die Kerls vor?

— Sie sagten, sie wollten sich Pferde holen, Herr Postmeister.

— Sie gehen zu den Ställen, Joachim.

— Das thun sie, Herr Postmeister.

— Und sie treffen den rechten, Joachim.

— In dem die vier für den Postwagen stehen, Herr Postmeister.

Inhalt.

— Joachim, die Menschen sind im Stande —

— Die sind alles im Stande, Herr Postmeister.

— Joachim, komme mit mir.

— Wohin wollen Sie, Herr Postmeister?

— Wir werden uns doch die Pferde nicht nehmen lassen, Joachim.

— Aber wenn die Menschen Gewalt gebrauchen, Herr Postmeister?

— Alle Teufel, eben das wollen wir ihnen wehren.

Da wurde auch der Wagenmeister unruhig und ängstlich dazu.

— Herr Postmeister?

— Was willst Du?

— Sie wollen wirklich mit den Menschen anbinden?

— Was, Joachim, ich, der königliche Postmeister, sollte mir von Reisenden Gesetze vorschreiben lassen, gar ihrer Gewalf nachgeben?

— Aber, Herr Postmeister, wenn das keine Reisenden wären?

— Was wären sie dann?

— Herr Postmeister, wenn es die Räuber wären?

— Welche Räuber?

— Von denen die Leute seit drei Tagen sprechen, die im thüringischen Lande hausen sollen.

— Thüringen ist nicht hier, ist nicht Preußen.

— Wir sind unser nur Drei zu Hause, Herr Postmeister, ohne die paar Weiber, die nicht zu rechnen sind. Sie, ich und der Postillon Peter, der so steif ist, daß man ihn auch nicht rechnen kann.

— Und ihrer sind nur Zwei.

— Aber der lahme Kerl, der so plötzlich verschwunden ist, und der ganz aussah wie ein Räuber, wenn der auch zu ihnen gehörte! Und wenn er nicht einmal lahm wäre!

— Alle Donnerwetter, Mensch, und wenn ihrer ein Dutzend wären —

— Herr Postmeister, und wenn sie nun unter ihren weiten Mänteln Pistolen und lange Messer und solche Dinge trügen!

Der Postmeister verschwendete kein Wort weiter. Er sah den feigen Wagenmeister mit großer Verachtung an.

Dann hinkte er mit seinem ungeheuren Stelzfuße entschlossen den Reisenden nach.

Der Wagenmeister folgte ihm nicht.

Aber der brave Postmeister sah sich nicht einmal nach ihm um.

Die beiden Reisenden waren schon in dem Stalle verschwunden.

Der Postmeister trat zu ihnen hinein.

— Das sind wahrhaftig Räuber, sagte er bei seinem Eintreten.

Aber er wich nicht zurück; er sah sich auch jetzt nicht einmal um, ob der Wagenmeister ihm gefolgt sei.

Es ist ein eigen Ding um so einen alten preußischen Bureaukraten von echtem Schrot und Korn.

In dem Stalle standen die vier Pferde, die bestimmt waren, die in der nächsten Stunde erwartete tägliche Fahrpost weiter zu befördern.

Die beiden Reisenden waren schweigend, aber sehr fleißig damit beschäftigt, sie anzuschirren.

Um den eintretenden Postmeister kümmerten sie sich nicht.

Der Postmeister schritt auf sie zu, so schnell sein Stelzfuß es ihm erlaubte.

Er sprach ebenfalls kein Wort.

Als er bei ihnen ankam, war der jüngere Reisende gerade im Begriff, einem der Pferde das Zaumzeug anzulegen.

Ohne auch jetzt ein Wort zu sprechen, riß ihm der Postmeister mit einem kräftigen Ruck seiner großen, derben Wachtmeisterfaust Riemen und Stangen aus der Hand.

Dann sprach er erst.

— Himmel Donnerwetter, rief er mit seiner Schlachtenstimme, wollt ihr euch den Augenblick aus meinem Stalle hinauspacken?

Seine Augen funkelten vor Zorn.

Aber ein Paar noch heller leuchtende Augen blitzten ihm unmittelbar gegenüber.

Es waren die des jüngeren Reisenden.

— Du wagst es, mich anzurühren, Bursche? rief der junge Mann.

Er erhob beide Arme, um über den alten Mann herzufallen.

Auf einmal ließ er die Arme sinken. Durch sein Gesicht flog ein edler Stolz.

Dann aber sah man plötzlich jene blasirte Gleichgiltigkeit darin, und mit dieser sagte er beinahe wegwerfend:

— Zwei gegen Einen! Das ginge nicht an. Komme, Bommel.

Sein Gefährte Bommel hatte ihn unterdeß zwar aufmerksam, aber mit einer unerschütterlichen Ruhe beobachtet. Höhnisch erwiederte er ihm:

— Zwei gegen Einen? Höre, Bursche, hättest Du den alten Mann nur mit Deinem kleinen Finger angerührt, Du hättest es mit mir zu thun gehabt, und Zwei wären über Dich hergefallen. Aber ich habe es immer gesagt, es kann noch etwas aus Dir werden, und mit Gottes und meiner Hilfe soll auch etwas aus Dir werden.

Dann wendete er sich an den Postmeister.

— Sie haben wirklich nur die sechs Pferde hier?

— Nur die sechs.

— Und Sie können auch keine mehr bekommen?

— In der ganzen Gegend nicht. Ich habe schon alles requiriren müssen. Es sind heute allein zwei französische Generale und drei Couriere mit Extrapost hin- und hergekommen.

— Ich glaube es wol. Aber die Pferde, die sie mitnehmen, kehren doch zurück?

— Heute nicht. Vielleicht morgen nicht einmal. Diese Franzosen —

Er stockte mit einem mißtrauischen Blicke auf die beiden unbekannten Reisenden.

— Sie können dreist sprechen; wir sind keine Franzosen, sagte Bommel treuherzig.

Der Postmeister, dem ohnedies das Herz voll war, sprach dreister.

— Diese Franzosen wirthschaften im Lande, als wenn sie die Herren wären —

— Sind sie das denn nicht, lieber Herr? unterbrach ihn Bommel.

— Noch! sagte ingrimmig der Postmeister. Aber —

— Aber? Sprechen Sie sich aus, lieber Herr.

— Aber mit Gottes Hilfe lange nicht mehr.

— Aide-toi même et Dieu t'aidera!

— Ah, Herr, ich verstehe auch mein Französisch. Die Zeit wird schon kommen. Und kommt Zeit, kommt Rath.

Der jüngere Gefährte Bommels schien ungeduldig geworden zu sein. Er fiel in die Unterhaltung ein.

— Schafft man durch philiströse Sprichwörter Pferde herbei?

— Richtig, Freund Max. Darum, Herr Postmeister, da wir für uns allein keine Pferde bekommen können — wann wollte die Dame, von der Sie sprachen, wieder abfahren?

— Sie hatte, antwortete der Postmeister, wol sogleich weiterreisen wollen. Aber ich fürchte — sie kam so krank, so elend an —

— Ah, Teufel!

— Sie mußte sich gleich aufs Bett legen.

— Und darauf?

— Es ist eine Weile her. Ich habe mich seitdem leider nicht um sie bekümmern können.

— Sie war also eilig?

— Es schien so.

— Herr Postmeister, ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen.

— Aber Pferde können Sie nicht bekommen.

— Ruhig, alter Herr. Die Dame muß weiterreisen?

— Gewiß.

— Mit weniger als zwei Pferden kann sie das nicht?

— Nein.

— Aber die Fahrpost, was meinen Sie, wenn wir mit der theilten?

— Wie, mein Herr?

— Wir sind mit vier Pferden gekommen; wir wollten mit vier weiter. Nun wollen wir uns aber mit zwei begnügen, und die beiden anderen der Fahrpost überlassen.

— Nichts da, Herr.

— Herr Postmeister, es liegt Großmuth von unserer Seite darin.

— Aber ich sage Ihnen, es wird nichts daraus.

— Aber zum Teufel, Herr Postmeister, wenn wir doch wollten — Sie und Ihr alter jämmerlicher Wagenmeister würden uns nicht daran hindern. Und was für Helden hätten Sie weiter im Hause?

— Alle Donnerwetter, sagte der Postmeister in sich hinein, wenn die Kerls doch Räuber wären und der Lahme zu ihnen gehörte. Der Mensch hatte spionirt, und sie wissen, das wir allein sind.

Der jüngere Reisende nahm das Wort.

— Mit zwei Pferden? sagte er in seiner geringschätzigen Weise. Demi-fortune! Ich habe einen andern Vorschlag.

— Herr Postmeister, wann kommt die Fahrpost an?

— In einer halben Stunde.

— Sie fährt die Berliner Route?

— Nach Berlin.

— Wir fahren mit der Fahrpost. Schreiben Sie uns ein.

Der Postmeister schien über die Räuber beruhigt zu sein. Aber er hatte ein anderes Bedenken.

— Wenn nur Platz da sein wird, meine Herren.

— Wie so?

— Auch die Fahrpost ist jetzt immer stark besetzt. Ich kann nicht dafür einstehen, daß zwei Plätze vacant sein werden.

Aber dazu hatte der jüngere Reisende nur sein volles geringschätziges Lächeln.

— Mein Herr, wir *machen* uns Plätze.

Der ältere Reisende sah seinen Gefährten wieder mit ironischem Stolze an.

— Ah, Max, Du bist ein braves Herz, und an mir hast Du einen tapfern Arm. Um bequem zu sitzen, werden wir uns nicht zwei, sondern gleich vier Plätze verschaffen, meinetwegen den ganzen Postwagen ausleeren.

Der Postmeister hatte im ersten Augenblicke wol nicht begriffen, was die Worte des jüngeren Reisenden: „Wir machen uns Plätze" bedeuten sollten. Jetzt begriff er es zu seinem Schrecken.

— Aber, meine Herren, rief er, nach der Postordnung geht der frühere Reisende dem späteren vor.

— Richtig, alter Herr, sagte Bommel. Wir lieben nur eine andere Ordnung. Und Sie haben die Wahl: Entweder lassen Sie uns ruhig ein halbes Dutzend Passagiere aus dem Postwagen werfen, oder wir nehmen Ihnen doch noch die vier Pferde hier, denn fort müssen wir nun einmal.

— Das sind verdammt freche Burschen, murmelte der Postmeister wieder zwischen den Zähnen. Wenn sie dennoch wirklich zu der Räuberbande gehörten! Da hinten in Thüringen soll eine sein. Das Gesindel kann leicht herüberkommen. Auch mit Extrapost. Man hat Beispiele. Was fange ich da nur an? Vorderhand darf ich sie nicht reizen. Ich habe königliches Eigenthum, selbst eine königliche Kasse im Hause. Da heißt es: Ruhe. Nachher — kommt Zeit, kommt Rath.

— Nun, alter Herr, sagte Bommel, haben Sie sich besonnen?

— Es wird ja wol Platz im Postwagen sein.

— Es muß Platz da sein, sage ich Ihnen, und damit Basta. Weisen Sie uns eine warme Stube an.

— Die Passagierstube ist gewärmt.

— Führen Sie uns dahin. Und dann schreiben Sie uns für die Post ein.

— Dazu müßte ich um Ihre Namen bitten.

— Müssen Sie die wissen?

— Nach der Postordnung —

— Sie müssen auch wol gar unsere Pässe einsehen?

— Die Post ist keine Polizei, sagte der Postmeister stolz.

— Das war — damals.

— Also unsere Namen, erwiederte Bommel. Ich heiße Wilhelm Bommel.

— Woher?

— Aus dem Hessischen.

— Und Sie, mein Herr?

— Ich heiße Maximilian Kappel.

Der Postmeister stutzte.

— Kappel oder Kappler? fragte er.

Jetzt stutzte auch der junge Reisende.

— Was wollen Sie mit der Frage? fragte er zurück.

— Es fiel mir nur so ein. Bei uns giebt es Grafen Kappler.

Bommel nahm das Wort.

— Bei uns nicht. Mein Freund ist ebenfalls aus Hessen. Desto mehr wuchert dort das Unkraut der bürgerlichen Kappels oder der Kappels schlechtweg.

Der Postmeister schien die nicht amtliche Neugier fallen zu lassen.

— Der Stand oder Beruf der Herren? fragte er amtlich weiter.

Wilhelm Bommel sah ihn listig an und antwortete:

— Einen Stand haben wir zur Zeit gar nicht. Einen Beruf haben wir uns selbst geschaffen, und der ist — Herr Postmeister, Sie sind ein guter Patriot?

— Gewiß bin ich das.

— Ich hatte es gehört. Ich kann Ihnen also unser Geheimniß anvertrauen.

Der Postmeister wurde wieder neugierig.

— Ja wol können Sie das.

— Ihr braver König hat vor einigen Tagen Berlin verlassen.

— Gottlob!

— Wo er mitten unter den Franzosen war.

— Hole der Teufel das fremde Gesindel!

— Er ist nach Breslau gegangen.

— Dort ist er frei.

— Und dort wird er auch für die Freiheit seines Volkes und seines Landes, und so Gott will, des ganzen deutschen Volkes und Landes wirken.

— Gebe Gott das, Herr.

— Aber die größten Könige sind nichts ohne das Volk. Die größten erst recht nichts.

Der Postmeister schien das nicht recht zu verstehen.

— So? fragte er.

Bommel fuhr fort:

— Und sie können ohne das Volk nichts.

Das schien dem Postmeister einzuleuchten.

— Ja, ja! sagte er.

— Und zum Volke gehören allerlei Leute.

— Auch das ist so.

— Zum Beispiel auch mein Freund und ich.

— So?

— Und ein braves Volk muß zu seinem braven König stehen.

— Das muß es.

— Sehen Sie, und darum sind wir beide auf dem Wege nach Breslau.

Der Schlußsatz Bommels mochte wol nicht ganz schlußgerecht sein. Für die begeisterte Stimmung, die gerade in jenen Tagen in dem deutschen, besonders in dem preußischen Volke sich zu regen begann, war er vollkommen verständlich. Auch der Postmeister verstand ihn. Er hatte nur noch Ein Bedenken.

— Aber die Herren sind ja keine Preußen?

— Aber Deutsche, erwiederte Bommel. Und wie bald alle Fürsten Deutschlands mit Ihrem braven Könige halten werden, so können die Völker jetzt schon anfangen.

Der Postmeister hatte kein Bedenken mehr.

— Herr, Sie sind brave, junge Männer. Ha, wenn ich diesen alten Stelzfuß nicht hätte! Ich habe ihn ehrlich erworben, Herr! Auch gegen die Franzosen. Ich war Wachtmeister. Aber davon nachher. Jetzt muß ich Ihnen etwas anvertrauen. Seien Sie ja auf Ihrer Hut. Es sind schon mehrere junge Männer hier durchgekommen, die, wie Sie, zu unseren Heeren eilen, besonders aus den alten preußischen Provinzen jenseits der Elbe. Die Franzosen wissen das, und sie machen hier an der Grenze Jagd auf sie. Auch noch weiter ins Land hinein. Noch heute Mittag kam eine Colonne Chasseurs hier vorbei; sie hielt einen Augenblick an, und aus ihren Reden entnahm ich, daß sie den Befehl hatten, auch fremde junge Leute zu arretiren, von denen sie annehmen konnten, daß sie zur preußischen Armee wollten.

Der Postmeister hatte die Reisenden während des Gespräches zur Passagierstube geführt. Er ließ sie in diese eintreten und entfernte sich.

Sie traten in eine ziemlich große Stube, in der einige lange Tische und alte Bänke, ein paar hölzerne Stühle und ein großer warmer Kachelofen sich befanden.

— Wie lange werden wir hier bleiben müssen? fragte der Jüngere, der sich Maximilian Kappel nannte.

— Mache die Rechnung selbst, erwiederte sein Gefährte Wilhelm Bommel. In einer halben Stunde soll der Wagen kommen. Eine Stunde wird er sich aufhalten. Das macht zusammen?

— Da wird die Zeit verdammt langweilig werden.

— Hast Du so große Eile, Dich todtschießen zu lassen?

— Der Andere antwortete nicht. Er rückte eine der alten Bänke in die Nähe des Ofens, und legte sich der Länge nach hinauf.

Bommel ging an das Fenster und sah in die Gegend hinaus.

— Verdammt langweilig ist es hier, sagte er für sich, aber laut. Darin hat der Bursche Recht. Eine leere Landstraße, eine öde Haide, verkrüppelte Fichten. Das ist alles in dieser verschneiten Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches.

Der Postmeister kam in die Stube. Das Posthaus hatte zugleich eine Gastwirthschaft, und der Postmeister war der Wirth. Vielleicht führte das ihn herein, vielleicht auch etwas Anderes.

— Ich bedaure, daß die Herren hier so lange warten müssen.

— Das Bedauern ist unsererseits, erwiederte Bommel.

— Kann ich Ihnen unterdeß mit etwas dienen?

— Ich wünsche Thee, sagte der jüngere Reisende.

— Und Sie, mein Herr? fragte der Postmeister den Aelteren.

— Haben Sie Abenteuer? sagte Bommel.

— Was? Abenteuer?

— Nun ja, vernünftige Abenteuer, um die Zeit zu vertreiben.

Der Postmeister, wenn er auch zugleich Gastwirth war, blieb doch immer in erster Linie königlicher Beamter. Dieser Würde durfte er nichts vergeben.

— Abenteuer kennen wir hier nicht, antwortete er sehr ernst.

— Verstehen wir uns recht, lieber Herr. Ich meine hübsche Weiber entführen, den Vormündern Arme und Beine, und den Ehemännern die Hälse brechen, und dergleichen weiter.

Der Postmeister sah die beiden Reisenden doch wieder mißtrauisch an.

— Und dergleichen weiter? sagte er beinahe entsetzt.

— Finden Sie einen Anstoß daran?

Der Postmeister ärgerte sich über den Leichtsinn und über den Mangel an Respect vor seiner obrigkeitlichen Stellung.

— Solche Sachen, sagte er grob, duldet die Polizei hierzulande nicht.

— Dann bringen Sie mir Kaffee. Der Thee ist mir zu aristokratisch.

Der Postmeister entfernte sich brummend.

Der jüngere Reisende hatte sich auf seiner Bank nicht gerührt. Er hatte nicht einmal aufgeblickt, als er den Thee bestellte.

Der lebhaftere oder mindestens beweglichere Bommel war, während er mit dem Postmeister sprach, von dem Fenster zurückgetreten. Er stellte sich wieder an dieses. Von dort aus begann er mit seinem Gefährten ein neues Gespräch.

— Deine Familie scheint hierzulande berühmt zu sein, Max?

— Woraus schließt Du das?

— Der Postmeister kannte sie.

— Meinetwegen.

— Könntest Du mir vielleicht sagen, durch welche Eigenschaften und Verdienste Ihr Euch diesen Ruhm erworben habt?

— Nein.

— Aber ich weiß es. Ihr habt wahrscheinlich große Haiden, die Ihr Eure Güter, und ein paar Dutzend verarmte Bauern, die Ihr Eure Unterthanen nennt, seid also für dieses Land respectabel reich. Ihr seid von dem großen Kurfürsten in den Adelstand, und vom großen Fritz in den Grafenstand erhoben, habt also für dieses Land einen ziemlich alten Adel. Ihr liefert seitdem der Armee jährlich einige Lieutenante und dem Lande ein paar Landräthe, habt Euch also große Verdienste um den Staat erworben. Ist es nicht so, Bursche?

— Du magst Recht haben.

— Und so hat auch Euer Ruhm Recht, den übrigens auch das Allgemeine Landrecht schon anerkennt. „Der Adel ist der erste Stand des Staates", und Ihr seid die ersten unter diesem Adel. Ihr habt auch wol manche hübsche Privilegien? So zum Beispiel habe ich mir sagen lassen, daß Ihr eine Mesalliance gar nicht einmal eingehen könnt. Das Gesetz erklärt eine solche Mißehe für nichtig und die Kinder für Bastarde. Ist das wahr? Aber warum antwortest Du mir nicht?

Der jüngere Reisende lag immer unbeweglich auf seiner Bank, und ebenso stumm.

Er antwortete auch jetzt nicht.

Wilhelm Bommel wurde nicht böse darüber. Er fuhr in seinem leichten oder leichtsinnigen spöttischen Tone fort.

— Wäre es Dir vielleicht gefällig, mir auf etwas Anderes Bescheid zu geben? Wir sind zwar alte Freunde, so alte, wie ein Knabe von sechzehn Jahren — ah, Du wirst ja nächster Tage siebzehn — und ein gesetzter Mann sein können. Aber um Deine Familienverhältnisse habe ich mich nie bekümmert. Hier jedoch, da wir Deinen väterlichen Haiden und Fichten uns nahen, ergreift mich auf einmal so eine Art Sehnen, etwas Näheres von Dir und Deiner glorreichen Familie zu erfahren. Deine Eltern leben noch, das weiß ich. Auch daß Du ihr Sohn bist. Damit aber hören meine genealogischen Kenntnisse in Betreff Deiner auf. Also erstens: Hast Du noch Geschwister?

Der Andere bequemte sich endlich dazu, wenigstens zu antworten.

— Einen Bruder, sagte er kurz.

— Und der ist?

— Ein Dutzend Jahre älter als ich.

— Ich meine seinen Stand, seinen Beruf, mit unserem Stelzfuße von Postmeister zu reden.

— Officier.

— Ha, Lieutenant?

— Jetzt wol Rittmeister.

— Wol? Weißt Du es nicht bestimmt.

— Ich habe seit langer Zeit keine Nachrichten von Hause.

— He, zum Teufel, Bursche, da fällt mir bei — hast Du mir nicht einmal erzählt, Du seist schon in Deinem fünften Jahre aus dem elterlichen Hause gekommen?

— So ist es.

— Und Du hast seitdem Deine Eltern nicht gesehen?

— Nein.

— Auch Deinen Bruder nicht?

— Nein.

— Kein einzigesmal habt Ihr Euch gesehen? Teufel, Ihr seid eine zärtliche Familie.

— Bommel, sprich mir nichts gegen meine Eltern.

— Oh, oh, mein Bürschchen, ereifere Dich nur nicht. Aber

sage mir, warum gaben Deine zärtlichen Eltern — warum verließest Du zärtliches Kind so früh Deine Eltern.

— Ich habe es Dir schon erzählt. Warum hast Du es vergessen?

— Ah, richtig. Ihr besitzt hier zwar die großen Haiden, aber nicht viel mehr. Und auch die Haiden kannst Du nicht einmal erben, weil Du der Jüngste bist. Nun hast Du aber einen reichen Onkel, da hinten am Rhein, der zwar als Adeliger, als Graf, kein Narr, sondern nur ein Sonderling ist, aber ein ungeheures Vermögen besitzt, und da er weder Frau noch Kind hat, sich verpflichtete, Dir das alles zu hinterlassen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Du schon als Knabe von fünf Jahren ihm übergeben und ganz seiner Leitung und Erziehung unterworfen werden mußtest. Ist es nicht so?

— So ungefähr.

— Gerade so, Bursche. Und Dein Mütterchen liebt Dich so zärtlich —

— Bommel!

— Und Du hast ein so kindlich dankbares Gemüth, daß Ihr Euch seit Deinem fünften Jahre kein einzigesmal wiedergesehen habt. Ihr habt Euch wol nicht einmal um einander bekümmert?

Maximilian Kappel antwortete nicht.

— Kannst Du behaupten, Bursche, daß Du seit einem Jahre an die Deinigen geschrieben hast?

— Nein.

— Oder sie an Dich?

— Zum Teufel, was geht es Dich an?

— Du weißt also nichts von ihnen, und sie wissen nichts von Dir. Auch nicht, daß Du hier ziemlich nahe bei Ihnen bist. Und nicht einmal einen Besuch willst Du ihnen machen, Du hast nicht einmal Verlangen, sie zu sehen, sie, Bursche, denen Du Dein Leben verdankst, die Dich die ersten fünf Jahre Deiner Kindheit gepflegt, Dich essen und trinken und gehen und anderes gelehrt haben, ohne das der Mensch nicht existiren kann. Du undankbare

blasirte Seele! Blasirt, sage ich? Wie kann ein Knabe von sechzehn Jahren schon blasirt sein! Desto lächerlicher ist es, wenn er den Blasirten spielen will.

Der jüngere Reisende ließ sich auch durch diese Angriffe nicht aus seiner unerschütterlichen Ruhe herausstören. Er sagte nur kurz:

— Hundert Worte, kein einziger Gedanke!

— So? Aber in Deiner gemachten Blasirtheit läge wol ein erhabener Gedanke? In dieser Verleugnung alles kindlichen Gefühles?

— Zum Teufel, Mensch, soll ich drei= bis viermalhunderttausend Thaler für nichts und wieder nichts in die Schanze schlagen?

— Ha, Bursche, das ist es? O, diese nichtsnutzige, erbärmliche Welt! Also darum? Die Güter Deines Onkels, die er Dir verschrieben hat, liegen och unter französischer Herrschaft, und der Kaiser der Franzosen würde sie ohne viele Umstände einziehen, wenn es bekannt würde, daß der Graf Maximilian Kappler zu den Preußen gegangen wäre, obgleich diese seine Landsleute sind. Daß Du deshalb Deinen hochgräflichen Namen verleugnet hast, und auch ferner vor der Welt verleugnest, dagegen will ich am Ende nichts erinnern. Aber —

— Hast Du nicht selbst das verlangt, Mensch? Meine arglose Seele dachte nicht daran.

— Undankbarer, Du willst mir jetzt Vorwürfe machen, daß ich väterlich für Dein Vermögen sorgte? Aber abgesehen davon, habe ich vielleicht auch von Dir verlangt, oder Dir auch nur angerathen, daß Du um des schnöden Geldes willen alle Bande der Familie, alle Gefühle eines Kindes verleugnen solltest? Berechnet dieser Mensch schon, wenn er seine Eltern wiedersähe, sein Mütterchen umarmte, so könne das bekannt werden, und ihm seine schönen Güter am Rhein kosten! Das berechnet dieser Knabe, der zudem vom guten, alten, preußischen Adel sein will, sich zu dem grünen Holze zählt! Himmel, welch eine verdorbene Welt! Aber freilich, da fällt mir ja ein — Von grünem Holze willst Du sein?

Hast Du mir nicht selbst erzählt, daß Deine Mutter verdammt wenig Herz, Dein Vater aber destomehr Leichtsinn, noch mehr als Du selbst —?

Der Andere, der, trotzdem daß er sich Maximilian Kappel nannte, doch ein Graf Maximilian Kappler zu sein schien, richtete sich auf einmal auf. Sein Gesicht war geröthet. In seinen Augen blitzte es.

— Bommel, rief er, kein Wort mehr über meine Eltern!

Bommel blieb ruhig.

— Spreche ich ein einziges Wort, das Du mir nicht gesagt hättest?

— Was ich in meinem Leichtsinn Dir gesagt habe, darfst Du mir nicht wiederholen.

— Sehe Einer den hochmüthigen Burschen! Wenn ich nun Lust hätte —

— So würde ich Dir, Freund Bommel, Ohrfeigen geben, oder Dir gleich eine Kugel durch den Kopf jagen.

— Im Stande wärst Du dazu! Wer seine ersten Eltern undankbar verleugnet, der kann auch zum Dank seinen zweiten Vater erschießen.

— Was, Mensch?

— Zum Teufel, Max, wo wärst Du, wenn ich nicht so gründlich die Theorie der Lungenfuchser studirt hätte? Aber ich wiederhole es, Du gefällst mir. Es kann noch etwas aus Dir werden. Wäre nur diese verdammte langweilige Reise nicht!

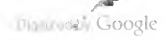
— Warum bist Du mitgegangen?

— Mußte ich nicht?

— Ich hätte Dich wol gar gerufen!

— Nein, Du herzloser Mensch. Du könntest leben ohne mich, aber ich nicht ohne Dich. Liebe ich Dich nicht, wie ein Vater seinen ungerathenen Sohn? Du weißt doch, daß Eltern ihre ungerathenen Kinder am meisten lieben?

— Ich weiß nur, daß es auch ungerathene Väter gibt, die ohne die Führung ihrer vernünftigeren Kinder vollends zu Lumpen würden.



— Mensch, willst Du Streit mit mir?

— Habe ich angefangen?

— Wer sonst? Aber höre, Max, wenn Du ohne Streit nicht leben kannst, so fange ihn wenigstens nicht mit Deinen besten Freunden an. Sieh, da kommen gerade ein paar Menschen herangefahren, und steigen hier aus, die hochmüthig und sonst auch muthig genug aussehen, daß ein Narr, wie Du, wol mit ihnen anbinden kann. Ich könnte mich auch vielleicht dazu entschließen. Aber der Postmeister sprach da vorhin von einer kranken Dame, die kurz vor uns mit Extrapost angekommen sei. Abgereist ist sie noch nicht, ich habe hier am Fenster aufgepaßt. Ich muß mich doch nach ihr umsehen.

Bommel hatte wirklich das Fenster nicht verlassen, und fortwährend durch dasselbe die Landstraße beobachtet. Er wollte jetzt die Passagierstube verlassen.

Sein jüngerer Freund hielt ihn zurück.

Der junge Mann, der sich übrigens schon längst auf seiner Bank wieder ausgestreckt hatte, sagte zu ihm:

— Ah, Teufel, Bommel, ich glaube wahrhaftig, Du hast Dich verliebt?

— Ich glaube es auch, erwiederte Bommel.

— Aber in diese klapperdürre, abgezehrte Person!

— Es mußte doch meine Bestimmung sein. Du weißt, ich glaube an Prädestination.

— Ich hätte Dir mehr Geschmack zugetraut.

— Welchen Geschmack hättest Du denn?

— Vorläufig noch gar keinen.

— Das weiß Gott. Wenn ich nicht auch darin Dein zweiter Vater gewesen wäre, Himmel, welchen schauderhaften Schürzen hättest Du Liebeserklärungen gemacht!

— Mensch, auch damit willst Du prahlen! Wer hat mich — ?

Er vollendete nicht, denn Bommel war schon, ohne ihn weiter anzuhören, zur Thüre hinausgegangen.

Gleich nachher traten zwei Fremde in die Stube

Es waren ein paar hochgewachsene, kräftige, junge Männer,

am Ende der Zwanziger- oder im Anfange der Dreißiger-Jahre. Ihre stolze Haltung, ihre gewandten, eleganten Bewegungen, der Schnurrbart, der Schnitt ihrer grauen Mäntel, und zugleich ein sehr ungenirtes, lautes, aber auch hochfahrendes, übermüthiges Wesen zeigten an, daß sie der gewöhnlichen Menge nicht angehörten, weder in noch außerhalb der Bureaukratie.

Bommel, wenn er sein Urtheil über sie hätte aussprechen müssen, würde wahrscheinlich gesagt haben:

— Zum Teufel, wenn das nicht ein paar adelige Lieutenants sind, so giebt es deren nicht mehr in der Welt.

Sie waren in einem eleganten Reisewagen angekommen, hinter dem ein Reitknecht neben seinem Pferde ein gesatteltes Reitpferd führte.

Der Eine von ihnen hatte dem Kutscher kurz befohlen, für Wagen und Reitpferde zu sorgen. Dann hatten sie sich in das Posthaus begeben.

Niemand hatte sie hier empfangen. Der Postmeister war wol gerade dringend in seinem Bureau beschäftigt; ebenso der Wagenmeister auf dem Hofe und der Postillon in den Ställen.

Die beiden Herren schienen aber im Hause gut bekannt zu sein.

Treten wir einstweilen in die Passagierstube, sagte der Eine. Es ist warm darin, und sie muß noch leer sein; die Fahrpost ist noch nicht da.

So traten sie in die Passagierstube.

Sie sahen hier den jungen Reisenden auf der Bank am Ofen liegen. Sie warfen einen vornehmen Blick auf ihn. Aber es schien ihnen nicht der Mühe werth zu sein, sich weiter um ihn zu bekümmern.

Freilich kümmerte sich auch Max Kappel nicht um sie. Er richtete auf sie einen einzigen, höchst gleichgiltigen Blick, und blieb, so lang er war, völlig unbeweglich auf seiner Bank liegen.

Die beiden Herren stellten sich an den Ofen, sich zu wärmen.

— Rufen wir den Postmeister? fragte der Eine.

— Er wird schon von selbst kommen; ein alter Soldat paßt auf, antwortete der Andere.

Der Ton der Stimmen entsprach dem Aussehen der Herren. Er war vornehm, kurz, etwas schnarrend.

Der Zweite hatte Recht gehabt.

Der Postmeister kam in die Stube, geschäftig, eilig, unterthänig.

— Unterthäniger Diener, Euer Gnaden.

— Guten Tag, lieber Postmeister.

— Womit kann ich Euer Gnaden aufwarten?

— Ich möchte ein Glas Glühwein. Und Du, Fritz?

— Ich auch.

— Besorgen Sie uns.

— Zu Befehl, Euer Gnaden.

Schade, daß Bommel nicht da war.

— Teufel, würde er wahrscheinlich zu seinem jungen Freunde gesagt haben, es muß doch ein mächtiger Adel in Deiner Heimat sein. Gelten denn die Haiden und Fichten hier so viel?

Der Postmeister hatte schon gehen wollen.

— Noch ein Wort, hielt ihn der eine der Herren auf. Sind hier heute schon Truppen vorbeimarschirt?

— Nein, Herr Graf.

— So müssen sie bald kommen.

— Aber es sind keine angesagt.

— Sie marschireu eilig und werden auf die Dörfer seitab von der Landstraße kommen.

— Woher kommen sie, wenn ich Euer Gnaden fragen darf?

— Aus dem Königreiche, dem Westfalen da.

— Und wollen wol auf Berlin zu?

— Ah, sie haben angefangen, einzusehen —

Der Graf, welcher sprach, brach ab, mit einem zweifelhaften Blick auf Max Kappel.

Der Postmeister gewahrte den Blick.

— Euer Gnaden können dreist sprechen.

Und mit einem ehrerbietigen Flüstern in das Ohr des Grafen fuhr er fort:

— Ein braver junger Mensch! Auf dem Wege nach Breslau. Will Dienste nehmen als Freiwilliger.

Der Graf, es war auch derselbe, den sein Begleiter Fritz genannt hatte, sah den jungen Reisenden auf der Bank näher an. Dann trat er auf ihn zu.

— Sie wollen bei uns Dienste nehmen, höre ich?

Er fragte vielleicht nicht vornehmer und herablassender, als hundert andere Officiere einen angehenden Freiwilligen in gleicher Lage gefragt haben würden.

Aber Max Kappel sah sehr verwundert auf, und dann sagte er, ohne jedoch außer seiner Zunge und seinen Lippen ein Glied seines Körpers zu rühren, mit seiner vollen, ruhigen Unverschämtheit.

— Haben Sie danach zu fragen?

Das war nicht nur dem Grafen, sondern auch seinem Begleiter zu viel.

Sie traten beide stolz, drohend vor ihn.

— Wissen Sie, daß wir Officiere sind?

— Meinetwegen.

— Sind Sie ein Preuße?

— Nein.

— Sie sollten dennoch wissen, daß Sie in Preußen sind.

— Ich sehe es.

— Wie heißen Sie?

— Mein Name gehört mir.

Der Postmeister zupfte den Grafen von hinten am Mantel und flüsterte ihm wieder ins Ohr:

— Er heißt Kappel.

— Kappel? fragte etwas überrascht der Graf.

— Aber er ist ein Bürgerlicher. Aus dem Hessischen. Dort soll, mit Euer Gnaden Erlaubniß, der Name sehr häufig sein.

— Ah so!

Zu seinem Begleiter sagte der Graf indeß halblaut:

— Laß ihn, Hambach. Er ist ein Bürgerlicher.

Beide Herren kehrten auf ihre Plätze zurück.

— Unsern Glühwein, lieber Postmeister.

Der Postmeister ging.

Die beiden Edelleute nahmen Stühle und setzten sich auf der entgegengesetzten Seite von Max Kappel an den Ofen.

Max Kappel war ganz in seiner früheren Lage auf seiner Bank ausgestreckt geblieben.

Bommel kehrte in die Stube zurück.

Er kümmerte sich weder um seinen Freund, noch um die Fremden. Er sah etwas verdrießlich aus.

So trat er an das Fenster und sah wieder auf die Landstraße hinaus.

Sein Freund bekümmerte sich indeß um ihn, freilich oberflächlich genug.

— Hast Du sie gefunden, Wilhelm?

— Nein, antwortete Wilhelm Bommel.

— Du hast Unglück.

Bommel antwortete nicht, und damit hatte ihr kurzes Gespräch ein Ende.

In der Stube herrschte darauf völlige Stille. Bommel und sein Freund hatten nichts mehr miteinander zu sprechen. Die beiden Edelleute wollten wol in Gegenwart der Fremden nicht miteinander sprechen.

Auf einmal rief Bommel von seinem Fenster her:

— Max!

— Was giebt's? fragte Max Kappel mit seinem gewöhnlichen blasirten und affectirten Phlegma.

— Hoffentlich ein Abenteuer.

— Freue Dich.

— Ich hoffe, für Dich.

— So?

— Eine Extrapost kommt an.

— Meinetwegen.

— Desselben Weges, den wir gekommen.

Sein junger Freund antwortete ihm nicht mehr.

Bommel fuhr dennoch, und obgleich er auch ferner keine

Antwort erhielt, in abgebrochenen Sätzen und in seiner Weise fort, seine weiteren Wahrnehmungen mitzutheilen. Von den beiden Edelleuten nahm er dabei nicht die geringste Notiz.

— Der Wagen hält hier an.

— Bah, Max, ein altes Gesicht schaut heraus.

— Teufel, Bursche, aber auch ein allerliebstes Mädchen. Ein wahres Engelsgesicht.

— Willst Du nicht hinsehen, Max?

— Du hast Recht, sie wäre auch für Dich noch zu jung. Das allerliebste Engelsgesichtchen kann kaum vier Jahre alt sein.

— Und auch das andere Gesicht, das neben ihm zum Vorschein kommt, wird Dich wenig interessiren. Und doch ist es ebenso hübsch und ebenso freundlich, und das Muster eines schönen, kräftigen Knaben, der seine zwei Jahre zählen mag.

— Aber alle Teufel, Max, springe auf, mein Junge, das mußt Du sehen. Himmel, das könnte einen alten Kerl, wie ich bin, in Verzückung bringen. Dein junges Herz wird lichterloh brennen.

Der junge Mann auf der Bank am Ofen sprach endlich:

— Was ist es denn, Schwätzer?

— Was es ist? Ein schwarzer Schleier.

— Und was steckt darunter?

— Man sieht gar nichts.

— Narr!

— Aber das ist es ja eben. Was kann nicht alles darunter stecken?

— Und ah, da steigt sie aus. Eine hohe, edle Gestalt, in tiefster Trauer. Schwarzer Crepp von oben bis unten.

— Und, alle Wetter, Max, da schlägt sie den Schleier zurück. Welch ein Gesicht, welch ein Auge! Jung, schön, blaß, sehr blaß, das Gesicht nämlich, und doch so unendlich schön! Und das Auge groß, tiefblau und so leidend, so unglücklich!

Auf einmal schwieg Bommel. Sein Gesicht verlor den spöttischen, frivolen Ausdruck. Er sah noch immer unverwandt zum Fenster hinaus, aber mit einer Innigkeit der Theilnahme,

die man in diesem, dem Anscheine nach nur kalten, höhnischen, beinahe cynischen Menschen nicht gesucht haben sollte.

Nach einer Pause sagte er mit einer völlig veränderten, gleichfalls innige Theilnahme verkündender Stimme:

— Wahrhaftig Max, da hört der Spott auf. Da ist ein großes Unglück aus dem Wagen gestiegen.

Die so plötzlich und gänzlich veränderte Stimme Bommels brachte eine eigenthümliche Wirkung in der Passagierstube hervor.

Oder hatte diese Wirkung, wenigstens theilweise einen andern Grund?

Derjenige der beiden Edelleute, welcher Graf und Fritz genannt worden war, hatte schon mit einer auffallenden Aufmerksamkeit zugehört, als Bommel seinem jungen Freunde zuerst die alte Frau, und dann die beiden Kinder beschrieb. Bei der darauf folgenden Beschreibung der jungen Dame in Trauer war er unruhig geworden. Als Bommel jetzt in seiner eigenthümlichen Weise das leidende Aussehen der Dame schilderte, wurde er sehr blaß, und er war offenbar unentschlossen, was er im Augenblicke thun solle. Es schien ihn an das Fenster, es schien ihn andererseits gar aus der Stube zu ziehen. Er blieb mit sich kämpfend stehen.

Sein Begleiter sah ihn einen Augenblick verwundert, dann wie errathend an.

Max Kappel aber war bei den letzten Worten Bommels rasch aufgestanden und zu seinem Freunde an das Fenster getreten.

Er war beinahe zu spät gekommen. Er sah nur noch einen kurzen Blick. Aber was er mit diesem Blicke sah, schien einen tiefen, einen für sein Lebenlang unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht zu haben.

Aus der Extrapost, die vor dem Hause hielt, war zuerst eine ältere Frau gestiegen. Sie trug die einfache Kleidung des wohlhabenden bürgerlichen Mittelstandes. Man hätte sie für die Kammerfrau der reisenden Dame halten können. Dem widersprach aber manches an ihr. Sie trug um den Hals eine Krause

von den feinsten Spitzen; an ihren Busen hing eine schwere goldene Kette hinunter; die Kette schien eine Uhr zu tragen. Vor allem aber mußte ein gewisses, ruhiges, klares, stolzes Bewußtsein in ihrem sogar feinen Gesichte auffallen, ein Bewußtsein, wie man es öfters bei älteren Frauen, besonders in der mittleren Bürgerclasse antrifft, die durch Wohlhabenheit wie durch Einsicht und Verstand nicht nur in ihrer Familie, sondern auch in einem weiteren Kreise von Bekannten Hochachtung, Liebe und ein Uebergewicht zu gewinnen gewußt haben.

Die Frau hob, nachdem sie ausgestiegen war, mit einer großmütterlichen Sorge und Zärtlichkeit die beiden von Bommel beschriebenen Kinder aus dem Wagen.

Die Kinder trugen beinahe elegante Reisekleider.

Den Kindern folgte die Dame in Trauer.

Es war wirklich eine hohe, edle Gestalt.

Sie trug die Kleidung der tiefsten Trauer.

Sie allein. An der Kleidung der alten Frau und der Kinder war kein Zeichen einer Trauer zu bemerken.

Während sie ausstieg, verbarg noch ein schwarzer Schleier ihr Gesicht. Er hinderte sie beim Aussteigen.

Sie schlug ihn zurück.

Da sah man jenes schöne und leidende Gesicht, das den Spott von den Lippen Bommels zu verbannen, und seinem Herzen jenes innige Mitleiden einzuflößen vermocht hatte.

Auch Max Kappel sah das Gesicht noch. Nur eine Secunde lang, als sie im Begriffe stand, den Schleier wieder niederzulassen.

In demselben Momente traf ihn ein Blick aus ihren Augen.

Er stand wie gebannt. Was er sah, hatte ihn für sein Lebenlang gefesselt.

Der Blick der Dame hatte ihn zuerst nur flüchtig gestreift. Auf einmal kehrte er zurück. War es sein Blick, der Blick jener plötzlichen, starken, heftigen Aufflammung seines Innern, daß sie sich noch einmal nach ihm umsehen mußte. Oder war es irgend eine plötzliche, dunkle Erinnerung, oder ein anderer Gedanke, ein anderes Gefühl?

Ihr Auge heftete sich in raschem Nachsinnen auf ihn, aber wiederum nur eine Secunde lang. Dann hatte der Schleier es verdeckt.

Max Kappel aber war blaß geworden, und die Blässe machte augenblicklich einer tiefen, dunklen Röthe Platz, und dann wogte seine Brust, und sein Athem keuchte beinahe.

Er ergriff krampfhaft den Arm des Freundes, der neben ihm stand. Er schien ihn ergreifen zu müssen, um sich zu halten.

Bommel sah ihn an. Er erschrak.

— Mensch, Max, was ist Dir? Ha, der verdammte Lungenfuchser.

Er umfaßte den Jüngling mit seinen beiden Armen, und führte ihn zu einem Stuhle.

Ein Vater, eine Mutter hätten nicht zärtlicher für ihr krankes Kind besorgt sein können.

Aber der junge Mann hatte seine Kraft bald wieder gewonnen.

Er riß sich aus den Armen des Freundes los, und stürzte zu dem Fenster zurück.

Er mußte noch einmal die trauernde Dame, ihre hohe Gestalt, ihr schönes, leidendes Gesicht, er mußte noch einmal jenen Blick sehen, und hätte er sterben sollen.

Das gab Bommel seinen Spott wieder.

— Ah, Bursche, zwei Wunden in der Brust, das ist für einen Knaben zu viel!

Weniger laut, aber gewiß nicht mit geringerem Spott setzte er hinzu:

— Junger Nachtfalter, der ein Licht sieht, vernimm ein paar Freundesworte. Es ist eine Mutter von zwei Kindern. Ob sie nicht gar auch Deine Mutter sein könnte, will ich in diesem Augenblicke nicht berechnen. Aber wie sie sich auch conservirt haben mag, an ihr Töchterchen, das hübsche Mädchengesicht, kannst Du nach zehn Jahren, wenn Du ein Mann geworden bist, einmal denken; an der Mutter verbrenne Dir die jungen Flügel nicht.

Es lag auch Ernst, ein gewisser liebender, väterlicher Ernst in den spöttischen Worten Bommels.

Max Kappel hörte weder den Spott noch den Ernst. Sein Auge starrte durch das Fenster; sein Ohr vernahm nur, was draußen dicht am Fenster auf der Treppe vor dem Hause gesprochen wurde.

Und doch handelte es sich wieder nur um Pferde, um Postpferde, allerdings die große Noth des Tages.

Wie ich Ihnen sage, sagte der Postmeister, es ist mir bei dem besten Willen unmöglich, Ihnen auch nur ein einziges Pferd zu geben.

— Aber wir sind sehr eilig, entgegnete eine Frauenstimme.

Es war die Stimme der ältlichen Begleiterin der Dame.

— Ich bedaure, sagte der Postmeister. Ich habe schon mehrere Reisende zurückweisen müssen, die gleichfalls sehr eilig waren.

Eine andere Frauenstimme wurde laut. Eine jugendliche sanfte, weiche Stimme.

Dem jungen Freunde Bommels schien sie in die tiefste Tiefe des Herzens zu dringen. Er beugte sich näher an das Fenster vor, um keinen Laut zu verlieren.

Der fremde Graf am Ofen zuckte bei ihrem Tone heftig zusammen. Er sah seinen Freund wie rathlos, wie hilfesuchend an.

Bommel hatte beide beobachtet. Seinem stets und nach allen Seiten aufmerksamen Auge war auch schon vorhin das Erschrecken des Fremden nicht entgangen.

— Teufel, sagte er für sich, der Max, der Junge, drückt noch gleich die Scheiben ein, und schlägt sich Löcher in den Kopf, um nur näher bei ihr zu sein. Und der Andere, der lange Edelmann da, möchte ein Mauseloch finden, um sich vor ihr zu verkriechen. Was mag der Mensch mit ihr haben? Jedenfalls gibt es ein Abenteuer. Abenteuer über Abenteuer in dieser märkischen Haide, trotz Sand, trotz Polizei, trotz Gesetzen.

— O, mein Herr, sagte die schöne, weiche Stimme der Dame in Trauer zu dem Postmeister, wenn Sie wüßten, wie

außerordentlich viel mir daran liegt, noch heute, noch in dieser Stunde weiterzureisen.

— Ich bedaure wahrhaftig, war die stereotype Antwort des Postmeisters.

— Sie haben Glück und Unglück für mich in der Hand.

— Ich kann nicht.

— Ist es Ihnen völlig unmöglich?

— Ich wüßte noch Ein Mittel —

— Reden Sie, rief rasch die Dame.

— Aber ich darf es einer Dame, wie Sie kaum vorschlagen.

— Reden Sie.

— In einer Stunde geht die Fahrpost von hier ab, für mehrere Stationen ganz in Ihrer Richtung.

— Ah, die Fahrpost!

Die Dame hatte wol einen andern Vorschlag erwartet.

Wie waren freilich damals in Deutschland die Fahrposten!

Es entstand eine Pause.

Die Dame berieth sich mit ihrer Begleiterin.

Dann fragte sie den Postmeister:

— Und giebt es kein anderes Mittel für mich, weiterzukommen?

— Vor morgen, vielleicht vor übermorgen, gar in drei Tagen kein anderes.

— So schreiben Sie uns ein.

— Und möglicherweise kann auch die Fahrpost schon besetzt sein.

— Sie fürchten auch das?

— In dieser Zeit! Und zwei Herren sind hier schon vor Ihnen eingeschrieben. Sie hatten ebenfalls mit Extrapost weiterreisen wollen.

— Wie unglücklich wäre ich! sagte die Dame schmerzlich.

Aber sie sammelte sich.

— Wären Sie so gütig, uns ein Zimmer anweisen zu lassen.

— Es ist oben noch ein gewärmtes Zimmer leer.

Der Postmeister führte die Dame mit ihrer Begleitung in das Haus, und in diesem die Treppe hinauf.

Der fremde Graf schien aufzuathmen.

Max Kappel stand wie ein Träumender an das Fenster gelehnt.

Bommel klopfte ihn auf die Schulter.

— Gehen wir hinaus, Max?

— Ich folge Dir.

Sie verließen die Stube.

Sie gingen auf die Treppe vor dem Hause.

— Was hat der Mensch nur? sagte Bommel.

— Welcher? fragte Max Kappel zerstreut.

— Dieser militärische Graf mit dem Glühwein.

— Was geht er mich an?

— Das kann man nicht wissen, denn, Mensch, Du bist verliebt in die schöne Frau.

— Du bist ein Narr!

— So auf einmal verliebt! Und gar in eine Mutter, die doch noch am Ende Deine Mutter sein könnte.

— Schweig!

— Aber freilich, das ist eine bekannte Erscheinung bei solchen jungen Burschen, eine psychologische, eigentlich eine physiologische.

— Bommel, bringe mich nicht auf!

— Aber wie sieht es nur mit Deinen hochfliegenden vaterlandsrettenden Planen aus?

— Schweig endlich!

— Ah, ich störe Dich in dem romantischen Anschauen dieser brandenburgischen Haiden. Das ist ihnen auch wol noch nicht passirt. — Aber was der Mensch, der Graf, nur mit ihr haben mochte. Er kannte sie, schon als ich sie Dir beschrieb. Nachher, als er ihre Stimme hörte, — Dir war sie eine Engelsstimme, nicht wahr? Und er stand und hörte, wie ein armer Sünder, der sein Todesurtheil hört. — Zum Teufel, Max, was fällt mir da ein? Du weißt, ich glaube, wie ein vernünftiger Mensch an

Prädestination. Und ich lese in den Gesichtern der Menschen auch ihr Schicksal, selbst das Schicksal anderer. Glaube mir, der Mensch, der Graf da, wird von dieser Dame noch einmal sein Todesurtheil empfangen. Und es wird ein schreckliches, ein entsetzliches Todesurtheil sein. Du machst ein so gleichgiltiges Gesicht dabei? Aber denke an diese romantischen Haiden und ästhetischen Fichten der Mark Brandenburg. Sie sind Zeugen, daß ich an dem heutigen Tage zu Dir gesprochen habe: Graf Maximilian Kappler, Du bist verliebt in eine Henkerin, in die Henkerin des preußischen Grafen da, der in diesem Augenblicke seinen Frost und seinen Schrecken durch ein Glas Glühwein zu tödten sucht!

Gesicht und Stimme Bommels hatten etwas Feierliches, freilich auch etwas Hohles. Hatte er so unwillkürlich das Aussehen eines Sehers, oder war es Spott, übermüthiger Hohn des frivolen Menschen?

Sein junger Freund sah ihn darauf an. Er schien selbst nicht klug aus ihm werden zu können. Er sagte etwas spöttisch:

— Seit wann spielst Du auch die Rolle eines Propheten, Bommel?

Bommel fuhr auf.

— Die Rolle, Bursche? Das ist eine unglückliche Zugabe meiner Natur, von meiner seligen Mutter her. Sie hatte es wieder von ihrem Vater, welcher ein Schäfer im Hessischen war, zur Zeit der nordamerikanischen Freiheitskriege, und sich selbst voraussah, wie er von den Wilden aufgefressen wurde für elf Pfund Sterling, die er aber nicht selbst, sondern bekanntlich ein Anderer erhielt. — Aber höre einmal, Max, sollen wir der Dame einen Dienst erweisen?

Max hatte wenig auf die Geschichte des Bommel'schen Großvaters gehört. Er hatte geträumt. Die letzten Worte seines Freundes weckten ihn.

— Was für einen Dienst?

— Der freilich für dich kein Dienst wäre. Du träumst

doch in diesem Augenblicke, wie Du die ganze Nacht traulich neben ihr im Postwagen sitzen wirst?

— Ah, die Arme! In einem solchen Wagen!

— Du bist ein uneigennütziges Herz. Ich komme also, wie ich sehe, Deinen Wünschen entgegen. — Herr Postmeister!

— Was willst Du?

— Laß mich nur machen. — Herr Postmeister!

Der Postmeister kam gerade aus der Passagierstube zurück, wo er wol mit den beiden Edelleuten gesprochen hatte.

Er kam auf den Ruf herbei.

— Was wünschen Sie?

— Sie haben ja jetzt Pferde genug im Stall, Herr Postmeister.

— Ich?

— Und Sie werden jetzt sowol meinen Freund und mich, als die eben angekommene Dame mit ihrer Familie sofort weiterbefördern können.

— Ich begreife Sie nicht.

— Zum Teufel, jene beiden Herren, die dort in der Stube Glühwein trinken, haben vier Pferde mitgebracht.

— Aber die Pferde sind ihr Eigenthum.

— Gewiß. Aber die Post hat das Recht, fremde Pferde zu requiriren.

— Nur die der Bürger und Bauern.

— Und nicht die der Edelleute?

— Gott bewahre.

— Und jene Herren sind Edelleute?

— Der Eine ist der Baron Hambach, hier aus der Nähe und der Andere —

Ein plötzlich auf der Landstraße schmetterndes Posthorn unterbrach den Postmeister.

— Ah, die Fahrpost! rief er.

— Und der Andere, Herr Postmeister?

— Aber was ist denn das?

Das Posthorn wurde plötzlich, wie es laut geworden war,

durch den Laut einer Menge anderer Blasinstrumente zum Schweigen gebracht. Sie bliesen einen militärischen Marsch.

— Und der Andere? fragte Bommel noch einmal.

Der Postmeister hörte ihn nicht mehr. Sein Gesicht wurde roth vor Zorn und blaß vor Aerger.

— Das sind sie, sagte er mit den Zähnen knirschend.

Auf der Landstraße nach Westen, nach dem Königreiche Westfalen hin, war zuerst das Posthorn laut geworden. Es hatte aber schon bei seinem zweiten schwerfälligen Tone schweigen müssen.

Eine lustige militärische Blechmusik ließ sich an seiner Stelle vernehmen. Zwischen ihr hörte man das Klirren von Waffen und das Getrappel und Schnauben von Pferden.

Man sah noch nichts. Alles war noch jenseits der Krümmung der Landstraße, von den Fichten zu deren beiden Seiten verborgen.

— Das sind sie, knurrte der Postmeister. Und wie sie so lustig blasen, in das fremde Land hinein! Ja, ja, als wenn sie die Herren hier wären. Es ist eine Schande. Und eine doppelte Schande, da es nicht einmal Franzosen sind. Und man kann sich nicht einmal recht darauf freuen, daß sie bald wieder aus dem Lande werden hinausgejagt werden. Deutsche gegen Deutsche.

Aber der alte brave Wachtmeister war nicht der Einzige, der so dachte.

Die heranrückenden Truppen wurden auf der Landstraße sichtbar.

Es war ein Regiment Cürassiere des Königs von Westfalen, eines der schönsten Regimenter, die man sehen konnte. Blaue, knapp anliegende Röcke mit breiten rothen Aufschlägen; darüber spiegelblanke weiße Cürasse; von den hohen, silberhellen Helmen große schwarze Pferdeschweife herabhängend. Die Pferde alle groß, stark, dunkelbraun. Und die Menschen alle hohe, kräftige, schöne Gestalten, und alle Gesichter deutsche Gesichter.

Nein, nicht alle.

Die gemeinen Soldaten, die Unteroffiziere, die Wachtmeister,

die jüngeren Offiziere bis zum Rittmeister hinauf, sie alle waren Söhne des deutschen Landes, dem Herzen des deutschen Vaterlandes entsprossen. Aber die höheren Commandeure waren Franzosen. Und den Franzosen dienten und gehorchten die Deutschen.

Schweigend, in sich gekehrt, die Scham, aber auch den Trotz im Gesichte, ritten die Deutschen in ihrer stolzen Uniform auf ihren hohen Pferden.

Mit Hochmuth, mit Verachtung in Miene und Geberden, zogen die Franzosen an der Spitze.

So ritten und zogen sie an dem preußischen Posthause vorüber.

Die Musik schmetterte lustig vor ihnen her.

Auf der Treppe vor dem Posthause hatte Keiner ein Wort gesprochen.

Auch dort sah man nur Scham in den Gesichtern, aber nicht auch Trotz, sondern an dessen Stelle eine kühne, freudige, stolze Hoffnung.

Bommel drückte seinem Freunde kräftig die Hand.

— Max, Du hast doch Recht. Wir müssen hin.

Der alte Postmeister aber sagte in seiner Hoffnung:

— In vier Wochen kommen sie alle zurück, wenn sie nicht — Schade um das schöne, deutsche Blut.

Auf einmal stampfte er mit seinem Stelzfuße zornig die Treppe.

— Himmel Donnerwetter, der infame Schlingel! rief er.

Selbst Bommel sah ihn verwundert an.

— Was ist Ihnen, alter Herr?

— Bläst der Kerl nicht wie ein Rattenkönig! Wie kann ein Mensch, ein Beamter, so ein Posthorn maltraitiren! Wenn der Kerl mir gehörte! Aber ich sage es ja immer, diese Franzosen können nichts, rein nichts. Nicht einmal ein Posthorn ordentlich blasen.

Der Postwagen hatte, wie es schien, jenseits der Krümmung auf der Landstraße halten müssen, bis das Regiment Cürassiere vorbeimarschirt war. Er hatte sich dann wieder in

Bewegung gesetzt, und der Postillon — ein königlich westfälischer Postillon — kündigte durch die Töne des Posthorns seine Ankunft an.

Er blies allerdings schlecht genug.

Der Wagen kam zum Vorschein.

Es war ein langer, schmaler, niedriger, hölzerner Kasten, oben mit altem, schwarzem, vielfach zerrissenem Leder, auf den Seiten mit schwarz angestrichenem, betheertem, doppeltem Segeltuch bedeckt. In diesem befanden sich einige Oeffnungen, vor denen alte, grau gewordene Ledervorhänge herunterhingen. Sie dienten als Fenster und zugleich als Thüren.

Er fuhr vor dem Posthause vor.

Der Postillon stieg langsam und müde vom Sattelpferde.

Aus einem der Fenster und Thüren des Wagens kroch behende der Conducteur.

Als er den Boden erreicht hatte, warf er zuerst einen etwas höhnischen Blick auf den Postmeister, der auf der Treppe stehen geblieben war, dann wendete er sich nach dem Innern des Wagens zurück, zog seinen Briefbeutel daraus hervor, und sprach mit offenbar absichtlich erhöhter Stimme hinein:

So, meine Herrschaften, jetzt müssen Sie aussteigen. Wir sind hier auf der ersten preußischen Station. Hier wird der Wagen gewechselt. Es wird auch nicht lange mehr so sein. In dem Frieden von Tilsit schenkte Napoleon diesem Zaunkönigreiche das Leben; zum Dank dafür will es jetzt der Heerd der Verschwörung und der Abtrünnigkeit von dem großen Kaiser werden. Aber sie werden ihren Lohn bekommen. In sechs Wochen wird kein Königreich Preußen und kein preußischer Postmeister mehr in der Welt sein.

Der alte Postmeister war leichenblaß vor Aerger geworden. Er zitterte am ganzen Leibe.

— Der Hallunke, der Schurke! knirschte er zwischen den Zähnen. Daß muß man sich von diesem übermüthigen, fremden Gesindel gefallen lassen. Und dieser Mensch ist nicht einmal ein Franzose. Er ist sogar ein Preuße; er ist selber ein abtrünniger

Schuft. Er war früher Referendarius im Magdeburgischen, da machte er Betrügereien, und die preußischen Gerichte steckten ihn ins Zuchthaus. Als er frei wurde, suchte er bei den Franzosen ein Unterkommen, und jetzt rächt er sich durch Schimpfen und Drohen. Der gemeine, niederträchtige Lump!

Die Stimme des Postmeisters zitterte, daß er kaum weitersprechen konnte.

Bommel sah ihn spöttisch an.

— Bester Herr, sagte er, warum leiden Sie solche Gemeinheit und Niederträchtigkeit in ihrem eigenen Lande?

— Lange wird sie nicht mehr gelitten werden, fuhr der Postmeister zornig auf.

— Und von wem nicht?

— Herr, Sie selbst sind ja auf dem Wege zu unserer Armee. Lange kann es nicht mehr dauern. — In sechs Wochen sollte kein preußischer Postmeister mehr im Lande sein! Der Schurke! Kein Franzose und kein Verräther wird mehr da sein!

— Und bis dahin, bester Herr?

— Was bis dahin?

— Wollen Sie den Uebermuth solcher Schurken und Verräther dulden?

— Was soll man machen?

— Was man machen soll? Rufen Sie ein paar von Ihren Postillonen herbei, mit ihren längsten und dicksten Peitschen. Wir wollen diesem Schurken eine kleine Lection in der Vaterlandsliebe und in der Höflichkeit geben.

Der wüthende Postmeister erschrak.

— Sie sind toll, Herr.

— Warum?

— Morgen, was sage ich? In einer Stunde — jene Cürassire sind ja noch keine dreihundert Schritte weit — wäre ich sammt meinen Postillonen füsilirt. Und Sie selbst! Bedenken Sie, was ich Ihnen sagte. Sie werden verfolgt.

— Sie wollen also nicht?

— Gott behüte mich.

— So thue ich es allein.

— Was wollen Sie thun, Herr?

— Dem Burschen jene Lection geben. Mein Stock vertritt schon eine Peitsche.

Der Postmeister entsetzte sich.

— Um Gotteswillen, Herr! Ich würde auch dann füsilirt.

— Was geht das mich an? Freilich, Henken wäre mir lieber.

— Was? Was, Herr?

— Ich sagte, daß Henken mir lieber wäre.

— Wie? Ich sollte gehenkt werden?

— Ja, Sie. Ich nicht.

— Sind Sie toll, Herr?

— Soviel ich weiß, nicht.

— Aber Sie werden hier doch kein Unglück anfangen wollen?

— Unglück, liebster Herr? Sie sagen ja selbst, es gehe eine Bewegung durch das Land; sie werde bald losbrechen. Zu solchem Losbrechen bedarf es aber eines Anstoßes. Und welcher Anstoß könnte kräftiger sein, als wenn Sie, ein alter, braver, patriotischer Postmeister und ehemaliger Wachtmeister, um Ihres Patriotismus willen von den Franzosen gehenkt würden?

Dem Postmeister tröpfelte unter seiner Fuchspelzmütze der Schweiß hervor.

— Verrückte Ideen! sagte er.

— Aber, Herr, Sie würden ein berühmter Mann.

— Ich will nicht berühmt werden.

— Ein Befreier des Vaterlandes, ein zweiter Wilhelm Tell.

— Wilhelm Tell war ein Narr.

— Der König würde mit Wohlgefallen von Ihnen hören.

Der Postmeister wischte sich den Schweiß aus dem Gesichte.

— Sie wollen also nicht gehenkt werden?

— Nein.

— Auch nicht einmal füsilirt?

— Auch nicht füsilirt.

— Dann expediren Sie Ihre Post, damit wir bald weiterkommen. — Ich hatte dem Volke mehr Muth zugetraut.

— Wenn uns der König ruft, werden wir da sein, sagte der Postmeister.

— Wenn Euch der König ruft!

Aber der brave Postmeister sollte noch nicht sogleich dazu kommen, die Post zu expediren, und an diesem einsamen Posthause an der westfälisch-preußischen Grenze, das anfangs gar keine Abenteuer darbieten wollte, sollten diese sich jetzt beinahe drängen.

Trotz dürrer Haide und verkrüppelter Fichten; trotz guter Polizei und vortrefflicher Gesetze; trotz Bureaukratie und Sand.

Der westfälische Conducteur war, den Kopf hochtragend, mit seinem Briefbeutel und seiner Postkarte in das Haus und hier in die links am Eingange gelegene Poststube gegangen.

Der Postmeister mußte ihm folgen. Er wollte es mit allen Zeichen des Unmuthes und Aergers darüber, daß er es mußte, daß der Dienst es ihm befahl.

Da wurde wieder jenseits der fatalen Krümmung der Landstraße nach Westen, nach dem Königreiche Westfalen hin, ein Posthorn laut, und fast gleichzeitig wurden zwei Extraposten sichtbar, die im schärfsten Trabe herangefahren kamen. Jede war mit vier Pferden bespannt.

Der Postmeister wurde leichenblaß.

Die Wagen hielten.

Ein Bedienter sprang vom Bocke.

— Des chevaux! rief er eilig und befehlend.

— Des chevaux! rief noch eiliger und befehlender ein Herr, der aus dem ersten Wagen sprang.

Der Herr trug auf dem Leibe die Uniform und im Gesichte den ganzen unverschämten Uebermuth des französischen Kriegscommissariats jener Zeit.

Frauen, Kinder, Kammerjungfern, Vorrathskammern, wer eiß was sonst noch, befanden sich in den beiden Wagen.

— Himmel Donnerwetter, das fehlte noch! fluchte beinahe laut ingrimmig der Postmeister.

Dann wurde er verlegen, aber nur einen Augenblick. Er sah das spöttische Gesicht Bommels, und er nahm sich zusammen.

— Ich habe keine Pferde, sagte er in dem schlechten und gebrochenen Französich eines alten preußischen Wachtmeisters.

Der französische Kriegscommissär wurde puterroth im Gesicht.

Comment, bougre —?

Der Postmeister war in seinem Rechte, er war in seinem Dienste. In seinem Dienste hatte kein Mensch das Recht, ihn zu schimpfen, sein Vorgesetzter nicht einmal, auch kein französischer Kriegscommissär.

— Ich habe keine Pferde, wiederholte er entschieden, und Sie bekommen also auch keine.

Der Franzose geberdete sich wie ein Toller.

— Ah, cuistre, ah, butor! schrie er.

Sein Bedienter war unterdeß klüger, listiger, gewandter gewesen.

Er war rasch zu den Ställen gelaufen; er kam triumphirend zurück.

— Il y a, Monsieur! Il y a dix bons chevaux dans ces étables-lâ.

Auch der Kriegscommissär triumphirte.

— Voyons? rief er. Attelez, tout de suite.

Der Bediente kehrte zu den Ställen zurück.

Er nahm einen zweiten Bedienten mit.

Der Postmeister jammerte.

— Meine letzten Pferde! Sie sollen den Postwagen fahren. Der kommt nun nicht fort, vor morgen, vielleicht vor übermorgen nicht. Diese verdammten —

— Wir müßten also alle hier liegen bleiben? fragte ihn Bommel.

— Alle, alle! jammerte der Postmeister.

— Postmeisterchen, jetzt wäre es Zeit, sich für das Vaterland füsiliren zu lassen. Was meinen Sie, wenn wir diese beiden Franzosen einmal durchbläuten, daß sie ihre Knochen im Schnee wieder zusammensuchen müßten?

Aber es war für den Postmeister noch keine Zeit.

— Sind Sie toll, Herr? rief er wiederholt in seiner Angst. Machen Sie das Unglück nicht größer, als es schon ist.

Der brave Mann war wirklich unglücklich.

— Aber zum Teufel, sagte Bommel ernsthaft, wir werden uns doch hier von einem unverschämten Franzosen nicht mißhandeln lassen. Wollen Sie auch die Frechheit dulden, ich will es nicht. Max, komme mit.

Er machte Miene, die Treppe hinunterzugehen und dem Bedienten des Franzosen in den Stall zu folgen. Sein entschlossenes Gesicht zeigte, was er vor hatte.

Er wurde zurückgehalten.

Die schöne, blasse Dame in der Trauerkleidung erschien auf einmal in der Thür des Posthauses.

Sie trat furchtsam vor, furchtsam, sie, die Frau, in den Kreis der Männer.

Aber ihre Angst, die Angst der Armen, von deren Weiterreise Glück und Unglück abhing, hatte ihre Furcht überwunden.

Sie wendete sich an den Postmeister.

— Müssen Sie wirklich die Pferde abgeben, Herr Postmeister?

— Leider, ich kann nichts gegen die Gewalt.

— Und ich müßte hier bleiben?

— Leider, leider!

— O Gott!

Hinter dem Postmeister ging ungeduldig und gespreizt der französische Kriegscommissär auf und ab.

Er hörte und er verstand, was gesprochen wurder. Er lachte dazu.

Aber auch ein Anderer hatte gehört, was gesprochen wurde, und lachte nicht dazu.

Max Kappel hatte noch immer auf dem Geländer der Treppe gelehnt.

Um alles, was unmittelbar in seiner Nähe vorgefallen war, hatte er sich nicht im geringsten gekümmert. Er hatte nach Haide

und Fichten hinausgestarrt, und nur ein paarmal sich nach dem Posthause umgewendet, und nach dem Fenster gerade über der Treppe hinaufgesehen, hinter welchem Fenster er fröhliche Kinderstimmen gehört, und dann ein bildschönes, bleiches, besorgtes Frauengesicht gesehen hatte. Er hatte darauf sogar eine Weile nicht mehr nach der Haide und den Fichten, sondern nur nach dem Fenster hingestarrt.

Aber als er dort nichts mehr gehört und gesehen, hatte er, destomehr in Träumen versunken, sich wieder jenen zugewendet.

Die Dame, die zu dem Postmeister hingetreten war, hatte er nicht sehen können. Der dicke Schafspelz des breiten Beamten verbarg sie ihm.

Da hörte er kaum drei Schritte von sich entfernt jene weiche, schmerzvolle Stimme, die schon einmal wie ein Hilferuf in sein Herz gedrungen war, und ihn wie mit zauberhafter Gewalt herangezogen hatte.

Er fuhr von dem Geländer auf. Er mußte den Tönen der schönen Stimme horchen. Sie schienen ihn zu fesseln, zu erstarren.

Aber nur eine halbe Minute lang.

Er richtete sich in die Höhe.

Seine Gestalt war zart, aber kräftig, stolz und edel.

Sein Gesicht war fast wie ein Mädchengesicht; noch nicht der leiseste Flaum deckte Kinn und Oberlippe. Aber diese stolz aufgeworfenen Lippen zeigten Kraft, und die großen schwarzen Augen blitzten Muth.

Er trat vor den französischen Beamten; er hielt den gespreizten Gang des übermüthigen Fremden auf.

— Mein Herr, ein paar Worte! sagte er zu ihm in dem reinsten Französisch.

Der Franzose sah ihn hochmüthig an.

— Was wünschen Sie, mein Herr?

— Sind Sie Edelmann?

— Ich gehöre zu den Offizieren meines Kaisers.

— Sie nehmen also eine Ehrensache auf?

— Mit einem Manne von Ehre, ja.

— Also auch mit mir, mein Herr?

Der Franzose wollte den jungen Mann, den halben Knaben, mit einem spöttischen, verächtlichen Lächeln ansehen.

Dem stolzen, muthigen Gesichte gegenüber vermochte er es nicht.

— Mit Kindern — sagte er, aber er stockte.

Der junge Graf schien das Wort gar nicht gehört zu haben.

Mit der vollen Kaltblütigkeit, mit der er bisher gesprochen hatte, fuhr er fort:

— Mein Herr, Sie werden von ihrem Gewaltacte ablassen, oder sich auf der Stelle mit mir schießen.

— Mit Ihnen? rief nun doch spöttisch der Franzose. Mit einem Knaben?

Das Auge des jungen Grafen flammte.

— Ja, mein Herr, mit mir, mit einem Knaben. Denn dieser Knabe ist Edelmann, und schon andere Ehrenmänner als Sie haben ihm die Genugthuung der Ehre nicht verweigert.

— Ah bah, sagte der Franzose, aber schwankend.

— Werden Sie mir antworten, mein Herr?

— Ich schlage mich nicht mit Kindern, sagte der Franzose entschlossen.

— So wird, entgegnete ihm noch entschlossener Max Kappel, ein Kind Ihnen, wie einem ehrlosen Schufte, eine Kugel durch den Kopf jagen.

Er zog unter seinem Mantel zwei Pistolen hervor.

Er spannte das eine.

Das zweite hielt er dem Franzosen hin.

— Wollen Sie nehmen, mein Herr?

In seinen Worten, in seinen Mienen, in seinen Geberden, in seinem ganzen Wesen lag eine furchtbar kalte Entschlossenheit. Man sah es ihm an, er schoß den Franzosen nieder, wenn dieser nicht augenblicklich das zweite Pistol nahm.

Die Anwesenden standen lautlos, ohne Bewegung.

Selbst Wilhelm Bommel, der lebhafte Reisegefährte des

jungen Mannes. Er sah erwartungsvoll seinen Freund an, noch mehr aber den Franzosen.

Was jener thun werde, darüber schien er keinen Augenblick ungewiß zu sein.

— Er schießt ihn nieder, wie einen tollen Hund, wenn er nicht annimmt, sagte sein Blick, der frivol geblieben war, wie immer.

— Aber wird dieser freche Bursche annehmen?

— Es bleibt sich freilich gleich. Er schießt ihn auch so nieder. Es wäre nur anständiger.

Der Postmeister war zugleich verdutzt.

Er hatte als Wachtmeister Schlachten mitgemacht, aber auch nur Schlachten, und nur von Männern. Ein so kecker, plötzlich aufgeflammter, heftig auflodernder, und doch so kalter, besonnener Muth eines Knaben war ihm wol noch nicht vorgekommen. Und der Knabe hatte den Muth, wo keiner der Männer, wo er selbst ihn nicht gehabt hatte. An die Folgen, welche der Ausgang der Sache für ihn haben könne, mochte der brave Invalide in diesem Augenblicke nicht denken. Aber, obwohl er nicht begreifen konnte, bewundern mußte er den kecken, frischen, auflodernden, jugendlichen Muth.

Bewunderung und zugleich Angst, dann aber nur eine klare, herzliche, innige, stolze Freude sprach sich in einem andern Gesichte aus.

Das schöne, blasse Gesicht der fremden Dame war unverwandt auf das ebenso blasse Gesicht des jungen Mannes gerichtet.

Sie hatten beide in ihrer Schönheit und Blässe eine wunderbare Aehnlichkeit miteinander. Man konnte sie für den jüngeren Bruder und die ältere Schwester halten. Aber die einzelnen Züge waren wieder so verschieden.

Bei den ersten Worten des jungen Mannes war die Dame erschrocken; sie hatte gezittert, gezittert für den schönen, muthigen Knaben. In die Angst hatte sich unwillkürlich die Bewunderung für den Muth, den kalten, besonnenen Muth gemischt.

Dann — wer auf einmal den freudigen, erhabenen Stolz

in dem edlen, blassen Gesichte sah, der mußte unwillkürlich meinen, die Geliebte zu sehen in ihrer vollen, stolzen, hohen Freude über den Jüngling ihres Herzens, der mit seinem Muthe, mit seiner Ehre, mit seinem Leben sie beschützt und vertheidigt. Für sie ist er Alles aufzuopfern bereit.

Sie weiß aber auch, daß er für sie siegen wird, siegen muß.

Der Franzose hatte einen Entschluß gefaßt.

Er langte nach dem Pistol, das der junge Mann ihm hinhielt.

— Wolan! rief er.

Aber zur Ausführung seines Entschlusses sollte er nicht kommen.

Jene fatale Krümmung der Landstraße brachte endlich einmal etwas Gutes.

Ein einzelner Offizier, von einer Ordonnanz gefolgt, kam herangeritten.

Seine Uniform zeigte, daß er noch zu dem Regimente gehörte, das vor Kurzem vorbeimarschirt war. Die Abzeichen seiner Uniform zeigten einen höheren Offizier an.

Sein ernstes, finsteres, beinahe kummervolles Gesicht zeigte deutsche Züge.

Kam der deutsche Offizier des fremdländischen Heeres als Nachzügler, weil er sich gescheut hatte, aus dem Lande des fremden Herrn, dem er diente, eine deutsche Grenze zu betreten?

Als der Kriegscommissär ihn sah, biß er ingrimmig die Zähne zusammen. Er hatte einen Obern gesehen, dem er sich nicht widersetzen konnte, zugleich aber auch einen Mann, den er fürchten mußte.

— Verdammt! rief er. Mein Herr, behalten Sie Ihr Pistol und Ihre Pferde.

— Jean, sagte er dann zu seinem Bedienten, der schon mit den angeschirrten Postpferden aus dem Stalle kam, Jean, laß die Pferde zurück. Der Postillon aus Westfalen wird uns weiterfahren. Hilf ihm anspannen, auf der Stelle.

Der Bediente gehorchte.

Der königlich westfälische Offizier ritt vorüber. Aber er wendete das Gesicht von dem Posthause ab, zu den Fichten nach der andern Seite hin, die es nicht sehen und von ihm nicht erzählen konnten.

Der französische Kriegscommissär fuhr mit den Postillonen und Pferden, die er aus dem Königreich Westfalen mitgebracht hatte, eilig davon.

Der Postmeister ging, zufrieden über den Ausgang, den das kleine Abenteuer für ihn genommen, in sein Bureau, um die Fahrpost zu expediren.

Die schöne, blasse, trauernde Frau warf aus ihren wundervoll dunkelblauen Augen noch einen Blick stolzer Freude, aber auch des tiefsten Dankes. Und in dem nämlichen Augenblicke fast war es, als wenn eine plötzliche starke Rührung ihr Herz ergreife. Sie wendete sich rasch ab, wie wenn sie gar eine Thräne verbergen wolle, die dem schönen Auge zu entperlen drohe. Sie kehrte in das Haus zurück.

— Zum Teufel, die spricht deutlich, sagte Wilhelm Bommel zu seinem Freunde.

Max hatte die Blicke der dunkelblauen Augen gesehen, die Freude, den Dank, die Rührung. Er starrte nach der Stelle hin, wo er sie gesehen hatte, wo die hohe Gestalt verschwunden war.

Er stand unbeweglich.

Bommel schüttelte ihn.

— He, Bursche, hast Du denn nicht gehört, was ich sagte?

— Nein.

— Ich sagte, daß die da deutlich sprach.

— Was sprach sie?

— Sie sagte, und zwar zu Dir: Edler Jüngling, ich erkläre Dich hierdurch für meinen Ritter. Du sollst mir fortan Dein Leben weihen. Ich werde dafür nur Dir angehören, Deine Dame sein.

Die Wangen des jungen Mannes färbten sich mit einer tiefen Röthe.

— Ja, rief er feierlich, so soll es sein!

— Freilich, fuhr der Andere fort, ein Paar Kinder bringt sie Dir gleich mit zu, die bis vor einigen Minuten noch Dein Brüderchen und Schwesterchen hätten sein können. Aber, Junge, Du bist in der That seitdem zum Ritter geworden, und um ein paar Jahre älter dabei. Das ist brav, Du mußtest einmal die Kinderschuhe austreten. Aber, weißt Du Eines? Du mußt nicht dieses Armesündergesicht machen. Du siehst aus, gerade wie damals, als Du, nach der Sprache des gemeinen Pöbels, den ersten Mord auf Deinem Gewissen, als Du dem großmäuligen bayerischen Baron die Kugel mitten durch das Herz gejagt hattest. Das zweite Mal, als Du dem Andern den tödtlichen Lungenfuchser gabst, war es schon besser mit Dir. Und heute willst Du dem moralischen Katzenjammer erliegen, ohne daß Du nur Jemand ein Haar gekrümmt hast? Ich weiß wol, daß die Liebe es thut. Sie hat es Dir schon vorhin am Fenster angethan. Aber auch die Liebe muß man mit einem moralischen Katzenjammer wenigstens nicht anfangen. Er kommt schon hinterher früh genug von selbst, unausbleiblich, in wie außer der Ehe. — Laß uns jetzt in die Passagierstube zurückkehren, um zu sehen, was für Subjecte der Postwagen ausgespieen hat. Ich hatte wahrhaftig über Deine Abenteuer vergessen, mich danach umzusehen.

Sie kehrten in das Posthaus und in die Passagierstube zurück.

Sie fanden in dieser die Passagiere, die mit der Fahrpost angekommen waren.

Bommel zog seinen Freund in ein Fenster, um die Fremden zu mustern.

— Vier Stück, Max.

— Ja.

— Und eine Dame darunter. Ah, zum Teufel, die gefällt mir. Ein hübsches, freundliches Gesicht, helle Vergißmeinnicht-Augen, immer lachende, weiße Zähne. Das wäre so mein Geschmack. Schade, daß ich die Kranke da oben schon früher sah. Aber bah, was ist denn das, was sehe ich da?

— Was siehst Du?

— Siehst Du den Blick dieser Vergißmeinnicht-Augen, Max?

— Es ist ein heller, munterer Blick.

— Es ist der Blick des Todes.

— Was schwätztest Du da?

— Ich sage Dir, es ist der Blick des Todes. Ich sagte es Dir schon einmal, ich halte etwas auf Prädestination.

— Es gefällt Dir, Dich so zu stellen.

— Ich glaube daran. Dieses hübsche, frische Mädchen stirbt bald.

— Du bist ein Thor mit Deinen Einbildungen.

— Ihr Auge hat den Blick des Todes.

— Ihr Blick kann nicht munterer sein. Sie sieht aus wie eine Braut, die der Hochzeit entgegengeht.

— Und sie wird den Tod finden. Es ist schade um die hübsche Person und um noch Eines.

— Das wäre?

— Ich hätte ihr doch zum Zeitvertreib gerne die Cour gemacht. Aber einer Sterbenden! Und das arme Geschöpf sieht wirklich so lustig, so bräutlich lustig in die Welt hinein, und alle Welt muß sie mit den frischen, weißen Zähnen anlachen. Es ist jammerschade. Aber weiter. Wofür hältst Du den vierschrötigen Burschen in dem kaffeebraunen Mantel da?

Max war wieder lebhafter geworden.

— Die Aufgeblasenheit zeigt sich in allen Ständen, antwortete er.

— Aber so nur in einem. Dieser riesenhafte Mund, diese gespreizten Beine, dieser wilde Blick, diese ungeheure Faust, das alles kann nur einem Kerl angehören, der den Leuten die Zähne ausreißt.

Max mußte lachen.

— Und der da, der schlanke Jüngling mit dem schmachtenden Gesichte, dem hochtoupirten, duftenden Haar, den Vatermördern, die bis über die Ohren gehen, dem hellrothseidenen Hals-

tuche, und dem zeisiggrünen, unendlich gezipfelten Frack, wofür hältst Du ihn?

— Es wird ein reisender Handlungsdiener sein.

— Richtig. Die Liebe hat Dir doch noch einiges Urtheil gelassen. Aber jener Vierte, der sich da hinten in die Ecke versteckt hat, beinahe wie ein vornehmer Herr. Er hat auch etwas Vornehmes in seinem Wesen.

— Es ist ein interessantes Gesicht.

— Interessant? Es ist ein ganz absonderliches Gesicht. Eines von den Gesichtern, aus denen der liebe Gott nicht einmal klug wird, die nur der Teufel versteht. Sieh ihn Dir nochmals genau an.

— Das Gesicht ist schön, sogar edel geformt.

— Und doch abschreckend. Und dann sieh Dir das Auge an.

— Es zeigt Muth, aber einen finstern, wilden Muth.

— Und noch mehr Blutgierde. Das ist kein Blick eines Menschen. Das ist der Blick eines Wolfes, einer Hyäne. Weißt Du, was dieser Mensch nur sein kann?

— Nun?

— Nur entweder ein Diplomat oder ein Räuberhauptmann.

— Du bist heute in Deinem Elemente des barocksten Unsinns.

— Ich bin Physiognom, Mensch. Aber ich muß der jungen, hübschen Dame näher in das Auge blicken. Solch ein Todesblick in hellen, klaren Augen hat doch etwas unendlich Anziehendes.

Wilhelm Bommel erhob sich, um zu der jungen, wirklich hübschen Dame zu gehen, die sich an den Ofen gesetzt hatte und recht munter in der Stube umhersah.

Aber er gelangte nicht bis zu ihr.

Der junge Mensch mit dem feuerrothen Halstuche und dem duftenden Toupé, der muthmaßliche Handlungsreisende, hatte die beiden Freunde schon lange, zwar nur von der Seite, aber desto angelegentlicher beobachtet, als wenn er auf den Augenblick warte, einen von ihnen sprechen zu können.

Er trat dem Aufstehenden entgegen.

Er war sehr höflich und machte eine sehr tiefe, graziöse Verbeugung.

— Mein Herr, hätten Sie die Güte, mir eine kurze Unterredung zu gestatten?

Bommel hatte nicht weiter auf ihn geachtet. Er sah **ihn** etwas verwundert an. Aber er war der Mann, der gerne überall Stoff zur Unterhaltung, und zwar zur Unterhaltung in seiner Weise suchte und fand.

Er wurde nicht unhöflich.

— Was wünschen Sie, mein Herr?

— Der Herr dort ist, wenn ich mich der Frage erdreisten darf, Ihr Freund?

— Ich denke.

— Hätten Sie die Güte, ihn zu bitten, daß er an unserer Unterredung theilnehme?

— Aber was wollen Sie, mein Herr?

— Ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen.

— Uns beiden?

— Ihnen zu dienen. Aber draußen, wenn ich bitten darf.

— Was mag der Narr wollen? sagte Bommel für sich.

— Folgen Sie uns, sagte er dann zu dem Fremden.

Und seinem Freunde rief er zu:

— Max, auf einen Augenblick.

Er verließ die Stube.

Max folgte ihm.

Beiden folgte der Fremde.

Sie gingen auf die Treppe vor dem Hause.

— Nun, mein Herr, was wollen Sie von uns?

— Meine hochgeehrten Herren —

— Aber vor allen Dingen, mein Herr, sind Sie nicht ein Handlungsreisender?

— Ihnen zu dienen, meine Herren. Ich reise für das Haus Andreas Pfeil in Mainz, und mein Name ist Friedolin Held, und

wir machen in Tapeten, Ihnen zu dienen, meine Herren; das erste Geschäft am Rhein und in Deutschland.

— Jetzt, Herr Fridolin Held, worin können wir Ihnen dienen?

— Sehr obligirt. Die beiden Herren wollen doch weiterreisen?

— Ja.

— Mit der Post, die gleich von hier abfahren wird?

— Gleich? Welche deutsche Post führe gleich ab?

— Bald dann, Ihnen zu dienen.

— Ja, mein Herr, mit der Post gedenken wir weiterzureisen.

Dem Herrn Fridolin Held schien ein Stein vom Herzen zu fallen.

— Ah, Gott sei gepriesen, meine Herren.

— Und ich wollte, der Teufel möge diese Reise holen.

— Ja, ja, aber was soll man machen, wenn die Pflicht ruft? Indeß, meine Herren, was ich Ihnen mittheilen wollte.

— Kommen Sie endlich damit heraus.

Der Herr Fridolin Held nahm eine wichtige, geheimnißvolle Miene an. Die Angst drückte sich von selbst in seinem Gesichte aus.

— Meine Herren, haben Sie jenen unheimlichen Menschen bemerkt, der sich dort in der Stube tief hinten in die Ecke gedrückt hatte?

— Dort saß ein Mensch, wenn es ein Mensch war.

— Gewiß, gewiß, und dieser Mensch wird mit uns weiterreisen.

— Meinetwegen.

— Mein Herr, Sie kennen ihn noch nicht.

— Kennen Sie ihn?

— Nein. Aber haben Sie das unheimliche Gesicht betrachtet?

— Mancher unschuldige Narr hat ein unheimliches Gesicht. Dafür kann er nicht.

— Aber dieser ist kein Narr.
— Sondern?
— Meine Herren, kennen Sie Schillers Räuber?
— Nun?
— Kennen Sie Schufterle? Dieser ist ein Schufterle.
— Der wirkliche, echte?
— Ah, vielleicht noch schlimmer!
— Sie halten ihn also für einen veritablen Räuber?
— Gewiß.

— Ich muß Ihnen nur sagen, daß ich auch schon an so etwas gedacht habe, eigentlich an noch mehreres.

Herr Fridolin Held erblaßte.

— Und an was, wenn ich mich der Frage erdreisten darf?

— An einen Räuberhauptmann und dergleichen.

— Ha, mein Herr, das Wort ist zu schrecklich, zu poetisch, man wird damit ausgelacht, sonst hätte ich es schon längst vor Ihnen ausgesprochen.

— Wir wären also über den Menschen einverstanden.

— Es ist entsetzlich, aber wahr.

— Und nun?

— Ach, meine Herren, denken Sie sich in meine Lage. Mit diesem Unholde mußte ich reisen, und bei mir war nur jene unbefangene, schwache Dame.

— Aber außerdem noch ein sehr kräftiger, stämmiger Bursche.

— Der? rief der Handlungsdiener verächtlich. Meine Herren, der Mensch hat einen Körper wie ein Herkules, und einen Mund, um mich keines unästhetischen Wortes zu bedienen, wie ein Löwe, der in der Wüste brüllt; aber sein Muth, meine Herren, sein Muth — ha, ich brauche Ihnen nur zu sagen, daß der grobe Mensch ein Zähnebrecher ist.

— He, Max, Bursche, rief Bommel seinem Freunde zu, erkennst Du mich jetzt? Wirst Du nun Respect haben? Räuberhauptmann, Zähnebrecher, Handlungsreisender? Glaubst Du

nun auch an den Tod in den hübschen Augen? An Diagnose, an Prädestination? Ja, wir steigen mit dem Tode in den Wagen, oder vielmehr er steigt mit uns ein. Es ist nun einmal nicht anders.

Dem Handelsreisenden waren die Worte Räthsel, aber Räthsel, die ihm eine neue Angst einjagten.

— Was sprechen Sie vom Tod, meine Herren?

— Ich sagte, daß der Tod mit uns in den Wagen steigen werde.

— In den Postwagen?

— Nun ja. Haben Sie je von einem Räuberhauptmann gehört, der frühstücken konnte, ohne einem halben Dutzend Menschen den Hals umgedreht zu haben? Diplomaten lassen zu gleichem Zwecke Enten und Kapaunen und Champagnerflaschen die Hälse umdrehen. Das ist der Unterschied.

— Aber meine Herren, sagte der erblaßte Handelsreisende, Sie haben Muth, besonders dieser junge Herr da; ich habe es vorhin durch das Fenster gesehen; das Herz ging mir auf —

— Vor dem Tode hilft nichts.

— Ah, es wird dunkel; wir fahren in die Nacht hinein und in diese entsetzlichen brandenburgischen Haiden!

— Aber auch in die vortrefflichen preußischen Gesetze.

— O, mein Herr, was frägt ein Räuberhauptmann nach den Gesetzen? Die Gesetze sind nur für die ehrlichen Menschen in der Welt.

— Lieber Herr Fridolin Held, sagte auf diese Bemerkung sehr ernst der Herr Wilhelm Bommel, da sind Sie auf einem dicken Holzwege. Der ehrliche Mensch kann ohne Gesetze leben, aber dem Lumpen, dem Schurken, dem gemeinen Schuft, dem kommen die vortrefflichen Gesetze zugute.

Bommel konnte mit seiner staatsweisen Betrachtung nicht fortfahren.

Der Handlungsreisende war auf einmal wieder heftig erschrocken.

— Werther Herr, werther Herr! rief er.

— Womit kann ich Ihnen dienen? fragte Bommel.

— Ich bitte, ich beschwöre Sie!

— Um Eau de Cologne oder Hoffmannstropfen? Sie sind in der That einer Ohnmacht nahe.

— Bin ich? Es wäre kein Wunder. Sehen Sie den Menschen dort?

— Wo?

— Da hinten auf dem Posthofe.

— Ich sehe da einen Krüppel, der mühselig genug auf seinen zwei Krücken einherhinkt.

— Sie sehen einen Räuber.

— Oho, Herr Fridolin Held, ich sehe nicht mit Ihren Augen.

— Nein, denn ich hatte den Menschen schon gesehen.

— Wo?

— Die Glieder zittern mir noch, wenn ich nur daran denke.

— Erzählen Sie.

— Es war auf der vorletzten Station.

— Auf der vorletzten?

— Gewiß.

— Und der Mensch ist nicht mit Ihnen im Postwagen angekommen?

— Nein, nein. Ist er nicht schon darum ein Räuber?

— Das würde nicht folgen.

— Wie könnte ein Mensch, der so mühsam auf zwei Krücken gehen muß, zwei Stationen lang zu Fuß neben dem Postwagen hergegangen sein?

— Bei unseren Posten ist alles mögen. Aber freilich, wenn ich bedenke —

— Was bedenken Sie?

— Mit der Post ist der Mensch nicht gekommen, das versichern Sie?

— Das versichere ich.

— Und mit Extrapost auch nicht. Das versichere ich.

— Also?

— Muß er doch wol ein Räuber sein. Aber erzählen Sie.

— Es war also auf der vorletzten Station, noch drüben im Königreich Westfalen. Der Wagen hielt. Die Passagiere waren ausgestiegen. Wir waren in der Stube eines in der Nähe der Post gelegenen Gasthofes. Auf einmal sah ich jenen unheimlichen Menschen sich leise fortschleichen.

— Welchen Menschen, Herr Fridolin Held?

— Jenen Räuberhauptmann.

— Ah, weiter.

— Es war mir schon vor dem Orte aufgefallen, wie er öfters neugierig aus dem Wagen gesehen hatte, als wenn er etwas suche oder erwarte. Er hatte etwas vor. Ich mußte wissen, was es war. Ich schlich ihm nach.

— Sie hatten den Muth, Herr Held?

— Ja, ich hatte ihn. Hinter dem Gasthause war ein großer Hof. In diesen ging er. Ich hinter ihm her. Auf einmal sah ich in einem Winkel des Hofes einen zerlumpten Menschen stehen, der sich auf zwei Krücken stützen mußte. Es war jener nämliche Mensch, jener Bettler, jener Krüppel, den wir dort hinten auf dem Hofe schleichen sehen. Auf diesen Menschen ging der Andere zu; rasch, schnell. Er hatte mich nicht bemerkt. Und als er bei ihm ankam, spielten sie eine Comödie mit einander. Es waren mehrere Menschen auf dem Hofe, von denen sie gesehen wurden. Der Bettler zog demüthig seine Mütze. Der Reisende warf ihm ein Geldstück hinein, und blieb bei ihm stehen, und sprach mit ihm, als wenn er sich nach seinen Leiden und Schicksalen erkundige. Aber es war blos Gaukelei, denn ich hatte schon vorher gesehen, wie sie sich beide mit den Augen zuwinkten.

— Das hatten Sie gesehen, Herr Held?

— Deutlich, deutlich.

— Was passirte weiter?

— Weiter habe ich nichts gesehen, Ihnen zu dienen. Sie sprachen lange miteinander. Konnten sie sich da nicht genug mittheilen?

— Genug nun wohl nicht.

— Wie meinen Sie das, werther Herr?

— Sehen Sie dort auf den Hof.

— Wahrhaftig, da sind sie wieder beide beisammen.

— Und verschwinden in dem Stalle.

— Gott weiß es.

— Und berathen miteinander den Ueberfall der Post für heute Nacht.

— Glauben Sie?

— Es ist kein Zweifel.

— Werther Herr!

— Was befehlen Sie, Herr Held?

— Ich befehle nichts, gehorsamer Diener. Aber meinen Sie nicht, daß wir die Menschen sofort arretiren lassen?

— Durch wen, Herr Fridolin Held?

— Durch den Postmeister und seine Leute. Sie sind Beamte.

— Aber alte krüppelhafte Invaliden.

— Aber Sie und Ihr muthiger Freund helfen ihnen.

— Ich? Das weiß ich noch nicht. Mein Freund aber, der schießt die Leute wol vor den Kopf, oder spießt sie mit Dolch und Degen auf; aber einen Gendarm oder Polizeidiener macht er nicht. Nicht wahr, Max?

— Nein, antwortete kurz Max Kappel, wol ohne zu wissen, worauf er antwortete.

Der junge Mann stand schon lange wieder, um alles, was um ihn her vorging, sich nicht kümmernd, an dem Geländer der Treppe, unverwandten Auges nach dem Fenster schauend, das unmittelbar über der Treppe sich befand.

Bommel fuhr zu dem Handlungsreisenden fort:

— Und sodann, Herr Held, was für Beweise hätten wir gegen die Menschen? Nichts als unsere Vermuthungen.

— Aber wenn man den Einen untersucht, so muß man finden, daß er kein Krüppel ist.

— Ist jeder Mensch mit geraden Beinen ein Räuber?

— Aber warum nimmt er fälschlich die Gestalt eines Lahmen an?

— Vielleicht hat er ein Liebesabenteuer.

— Der?

— Indessen, lieber Herr, wir müssen der Sache näher auf den Grund zu kommen suchen. Wollen Sie zu dem Stalle da hinten gehen und horchen?

— Ich? rief entsetzt der Herr Held.

— Nun, so werde ich gehen. Aber, um kein Aufsehen zu machen, gehen Sie unterdeß ruhig in die Passagierstube zurück, und lassen Sie sich dort nichts anmerken. Und wenn mein junger Freund Ihnen dorthin folgen sollte, so können Sie sich wol väterlich schützend seiner annehmen. Und noch Eines. Haben Sie vorhin ein paar große, etwas vornehme, aber sehr martialisch aussehende Herren in der Stube bemerkt?

— Ihnen zu dienen, werther Herr.

— Auf die haben Sie ein Auge.

— Wie? Sie meinen —

— Ich meine vorläufig noch nichts. Ich combinire noch erst. Aber die Menschen kamen, trotz ihrer Vornehmheit, mir verdächtig vor, und wenn auch der Postmeister sie Herr Graf und Herr Baron nannte, und sie thaten, als wenn sie alte Bekannte von ihm wären, einem alten neugierigen Postmeister kann man viel weißmachen. Achten Sie daher auf die Menschen.

— Werther Herr, sagte Herr Fridolin Held, mit einer neuen Angst.

— Was hätten Sie?

— Da ist mir etwas beigefallen.

— Und was?

— Als wir — die Postpassagiere — hier ankamen, und in die Passagierstube eintraten, saßen die beiden Fremden schon da.

— Gewiß.

— Da fiel es mir auf, wie Einer von ihnen plötzlich zu erschrecken schien, als er jenen Räuberhauptmann eintreten sah.

— Das haben Sie bemerkt?

— Und der Räuberhauptmann erschrak ebenfalls, als er den Fremden sah.

— Alle Wetter!

— Und beide suchten sich vor einander zu verbergen.

— Weiter, weiter.

— Ich konnte nicht klug daraus werden, ob sie sich fürchteten, daß Einer von ihnen den Andern erkennen möge, oder daß die übrigen Anwesenden sehen möchten, sie seien alle Bekannte.

— Teufel, Herr Held, Sie theilen mir da eine interessante Nachricht mit. Sie haben umsomehr Veranlassung, mit Ihrem scharfen Blicke noch ferner zu beobachten.

Der Handlungsreisende kehrte geschmeichelt in das Posthaus zurück.

— Hast Du gehört, Max? fragte Bommel seinen Freund.

— Ja.

— Wirklich? Was hättest Du denn gehört?

— Kannst Du nie aufhören, den Leuten überall etwas aufzubinden?

— Und was hätte ich dem da aufgebunden?

— Hast Du nicht in dem Menschen einen unnützen Verdacht gegen die beiden Edelleute erweckt?

— Ah, Dein adeliges Blut empört sich, weil es Edelleute sind. Aber hatte der Mensch nicht vorher jenes verdächtige Benehmen bemerkt?

— Du hast die Einbildungskraft des Narren zu Erfindungen verführt.

— Zum Teufel, haben wir selbst nicht schon vorhin den einen von beiden Menschen verdächtig befunden? Mit aller Gewalt wollte er sich von der Dame nicht sehen lassen, unter deren Fenster Du hier, wie ein größerer Narr als der Herr Fridolin Held, seufzest, um nur einen einzigen Blick von ihr zu erhaschen. — Aber meinetwegen, stehe hier bis morgen, bis übermorgen. Ich muß wirklich dem Räuberhauptmann und dem Krüppel nachgehen.

Bommel ging in den offenen Hof des Posthauses.

Auf diesem hatte sich während seiner Unterhaltung mit dem Handlungsreisenden zuerst der Krüppel sehen lassen, den etwa eine Stunde vorher der Postmeister mitleidig in seine Küche geführt

hatte, und der bald darauf plötzlich aus dieser verschwunden war.

Dem Krüppel war der Reisende gefolgt, den Bommel und der Handlungsreisende hartnäckig für einen Räuberhauptmann hielten.

Beide waren in einem der an dem Posthofe gelegenen Ställen verschwunden.

Sie waren noch nicht daraus zurückgekehrt.

Bommel schlich ihnen nach, sehr leise, sehr vorsichtig.

Er erreichte den Stall, in dem sie sich befinden mußten.

Er horchte hinter der Thüre, die halb offen stand.

Er vernahm zwei Stimmen in dem Stalle, nicht weit von sich.

Sie sprachen Italienisch mit einander.

Bommels Gesicht lachte.

— Ah, sie meinen, so verstehe sie hier niemand, und reden desto ungenirter und desto lauter.

Er hatte Recht. Und er verstand das Italienische. Er horchte gespannt. Er hörte Folgendes:

— Sie wird abfahren, sage ich Dir.

— Aber Sie war sehr elend.

— Gleichviel. Sie wird nur später abfahren als der Postwagen.

— Das nun wol gewiß.

— Danach handeln wir. Du gibst zuerst dem Ernesto Nachricht davon.

— Ich werde ihn sofort aufsuchen.

— Du wirst dann hieher zurückkehren.

— Auf der Stelle.

— Bei den ersten Anstalten zu ihrer Abreise, die Du gewahrst, wirst Du mir nacheilen.

— Zu Befehl.

— Ihr werdet dann genau nach meinen Anweisungen handeln.

— Wir werden.

— Und vor allem möglichst jedes Geräusch vermeiden.

— Sie haben es schon befohlen, Herr.

— Gelingt der Coup — und er muß gelingen — **so eilt** ihr mit ihr auf dem geradesten Wege zurück.

— Ueber die Grenze?

— Gewiß. Ihr vermeidet die Landstraße.

— Ich habe mir die Gegend schon genau gemerkt.

— Ihr vermeidet aber auch jene Gegend, in der die vorbeimarschirten Truppen übernachten.

— Wir werden auch das.

— Noch Eines, Giuseppe.

— Ich erwarte Ihren Befehl, Herr.

— Der ältere von den beiden Reisenden war es?

— Ja, Herr.

— Von den beiden in den blauen Mänteln?

— Derselbe, Herr.

Bommel horchte gespannter.

— Teufel, sagte er klopfenden Herzens für sich, das bin ich ja wol. Was mögen sie denn mit mir vorhaben?

Herr und Diener sprachen weiter.

— Du hast Dich nicht geirrt? Du sahst ihn schon zweimal?

— Hier zum zweitenmale. Er kam bald nach ihr an.

— Und er hatte das erstemal auf jener Station mit ihr gesprochen?

— Sie sprachen damals angelegentlich miteinander.

— Ihr hiesiges Zusammentreffen wäre also kein Zufall?

— Ich glaube kaum.

Es entstand eine Pause, als wenn der Herr, nachdem er diese Antwort des Dieners erhalten, über das, was er weiter sagen wolle, nachsinne.

Nach einer Weile sprach er:

— Desto besser. Vielleicht begleitet er sie gar. In diesem Falle brauche ich ihn Dir nicht besonders zu empfehlen.

— Wenn er sie aber nicht begleitet?

— So könnten zwei Fälle eintreten. Entweder führe er mit der Post. Dann werde ich selbst die Gelegenheit finden.

— Und ich brauche für ihn nicht zu sorgen?

— Nein. Oder er führe früher ab —

— Das wird kaum möglich sein; es sind keine Pferde mehr da.

— Auch gut. Gehe jetzt, Giuseppe.

Die beiden Redenden machten Anstalten, sich zu trennen und den Stall zu verlassen.

Bommel schlüpfte in eine unmittelbar neben dem Stalle befindliche Wagenremise.

Er mußte dort unwillkürlich Betrachtungen über das Gehörte anstellen.

— Die Schufte sprachen wahrhaftig von mir. Was für eine Gelegenheit wollte der Eine finden? Und der Andere wollte gar für mich sorgen! Was wollen sie mit mir? Und warum? Um der Frau willen? Um die Kranke? Sie kann es nur sein. Nicht die Trauernde. Ich sprach auf jener Station mit ihr. Und es ist jetzt kein Zweifel, daß sie hier ist, daß sie jene Dame ist, die kurz vor uns mit Extrapost angekommen war. Aber was geht den Menschen die Dame an? Und was gehe ich ihn an? Mein hiesiges Zusammentreffen mit ihr wäre kein Zufall! Der Kerl ist doch nicht eifersüchtig auf mich? Das wäre possirlich. Possirlich Freund Bommel, was Dir den Hals kosten kann, gar kosten soll? — Teufel, ich muß wahrhaftig darüber nachdenken, wie ich ihn mir conservire. Und auch sie muß gerettet werden. Sie scheint keine Ahnung davon zu haben, daß sie verfolgt wird. — Wilhelm Bommel, jetzt gilt es, Deinen Verstand zusammenzunehmen. — Die Schufte sind fort. Die Räuber! Sollten sie wirklich Räuber sein? Hätte ich den Teufel an die Wand gemalt? Es kann schlimm genug sein. — Aber was thun?

Er verließ die Remise. Er kehrte zu der Treppe vor dem Posthause zurück. Er ging in sehr tiefem Sinnen.

An der Treppe begegnete ihm Herr Fridolin Held. Der Handlungsreisende trug alle Zeichen eines großen Schreckens und einer noch anhaltenden Angst in dem blassen Gesichte. Als er Bommel sah, schien es ihm leichter um das Herz zu werden.

— Ah, werther Herr, wohin sind wir hier gekommen?

— Wären wir denn nicht in einem preußischen Posthause?

— Unter lauter Räubern, unter den entsetzlichsten Menschen sind wir.

— Haben Sie neue Entdeckungen gemacht, Herr Held?

— Die furchtbarsten, die empörendsten.

— Man sieht es Ihnen an. Kommen Sie damit heraus.

— Werther Herr, Sie machten mich auf die beiden Fremden aufmerksam.

— Die ein Graf und ein Baron sein wollten.

— Ich beobachtete die Menschen darauf.

— Das war brav von Ihnen.

— Und denken Sie sich, was ich sah und was ich hörte.

— Sie hörten sogar?

— Der Eine, der Größere von ihnen —

— Ah, der Graf.

— Ja, ja, der Graf. Er saß, als ich vorhin in die Passagierstube zurückkehrte, in tiefem Nachdenken am Ofen. Auf einmal sprang er auf, als wenn ein großer Gedanke in ihm fertig geworden sei.

— Ah, Herr Held, Sie reden in einer sehr gebildeten Sprache.

— Gehorsamer Diener. Und wie er aufgesprungen war, gab er dem Andern einen Wink.

— Dem Baron?

— Dem Baron. Darauf verließen beide das Zimmer. Sie gaben sich nicht einmal die Mühe, vor uns Anwesenden zu verbergen, daß sie etwas Geheimes im Sinne hatten und verabreden wollten. Ich folgte Ihnen desto behutsamer.

— Sie sind ein muthiger junger Mann, Herr Held.

— Sie gingen in einen Gang, der nach dem Hofe hinführt. Der Gang war dunkel, er hatte eine Krümmung. Ich konnte sie unbemerkt behorchen.

— Und Sie horchten.

— Gewiß, werther Herr.

— Und was sprachen sie?

— Zuerst hörte ich den Größeren sprechen, den Grafen. Ich muß die Kinder haben, sagte er.

— Kinder wollte er haben, Herr Held?

— So sagte er. Hören Sie nur weiter.

— Ich höre.

— Darauf sagte der Andere, der Baron: Die Kinder? Wie wolltest Du das anfangen?

— Davon nachher, antwortete der Graf. Zuvor kommt es mir darauf an, ob Du sie bei Dir aufnehmen willst. Bei mir können sie selbstredend nicht bleiben.

Der Baron schien sich eine Weile zu besinnen. Dann sagte er:

— Ich muß doch erst wissen, auf welche Weise Du in ihren Besitz kommen willst.

— Zum Teufel, durch Gewalt. In Güte wird sie sie mir nicht geben.

— Also mit Gewalt? Und wann?

— Heute Nacht, heute Abend noch.

— Und wie?

— Das besprechen wir nachher. Hast Du Dich besonnen?

— Es ist gefährlich.

— Wer kann nur ahnen, daß die Kinder bei Dir sind?

— Die Mutter wird alles aufbieten und alles in Bewegung setzen.

— In dieser Zeit allgemeiner Bewegung ist das Einzelne ohnmächtig, verschwindet spurlos.

— Die Sache ist mir doch bedenklich.

— Zudem ist sie eine Fremde.

— In Preußen gibt es auch für den Fremden Recht.

— Und am Ende —

Hier sprach der Graf lange, ich konnte aber nichts verstehen. Ich hörte nur einzelne Worte: Proceß — Criminalgericht — lange Dauer — Krieg.

— Es ist Harmonie in den Worten.

— Aber Ein Wort hörte ich, das sehr unharmonisch klang.

— Sie werden witzig, Herr Held.

— Eigentlich waren es zwei Worte: Abfindung und Lösegeld.

— Alle Wetter, Herr Held, das sind allerdings gefährliche Worte. Und was erwiederte der Andere darauf?

— Er sagte zuletzt:

— Das ändert freilich viel an der Sache.

— Du willst also? fragte ihn darauf der Graf.

— Meinetwegen denn. Aber wie willst Du nun Deinen Plan ausführen?

— Hier geht es nicht an. Bis der Postwagen abgefahren ist, sind zu viele Menschen hier. Und mit dem Wagen fährt sie, wie der Postmeister sagt.

— Und mit demselben Wagen fahren alle die Menschen, die hier sind.

— Teufel, da fällt mir etwas ein.

— Nun? —

— Sehen Sie, werther Herr, in diesem Augenblicke kam der feige, vierschrötige Mensch mit dem großen Maule, der Zähnebrecher, aus der Passagierstube, um auf den Hof zu gehen. Der Mensch trat auf, wie ein Bär. Die beiden hörten ihn kommen. Auf der Stelle brachen sie ihr Gespräch ab, und gingen tiefer in den Gang hinein, und ich mußte meinen Posten verlassen, denn wenn dieser rohe Mensch mich gesehen hätte, er wäre im Stande gewesen, ein fürchterliches Geschrei sittlicher Entrüstung über das Horchen zu erheben.

— Und Sie haben nichts weiter gehört, Herr Held?

— Nichts weiter. Aber jene schrecklichen Worte liegen mir noch in den Gliedern. Müssen sie nicht auch? Es muß hier jemand eine Mutter sein, die mit ihren Kindern im Postwagen weiterreisen will. Diese Kinder sollen geraubt werden. Dabei ist es auf ein Lösegeld abgesehen, ganz nach Art der italienischen Banditen und spanischen Räuber. Und der Raub soll heute Nacht noch verübt werden, und in demselben Wagen, in dem wir fahren müssen. Das wird eine entsetzliche Plünderung geben.

— Ihr Scharfsinn, lieber Herr Held, scheint da in der That das Richtige zu treffen.

— Wie retten wir uns nur, werther Herr? Wie beugen wir vor?

— Ja, Herr Held, das ist die Frage. Haben Sie auch eine Antwort dafür?

— Ich rechne auf Sie und ihren muthigen Freund, werther Herr.

— Lieber Herr Held, wir beide können zwar dreinschlagen, wenn es noththut; aber was hilft das Dreinschlagen von Zweien, wenn man es mit einer ganzen Räuberbande zu thun hat, gar mit zwei Banden?

— Mit zweien?

— Wie ich Ihnen sage, Herr Held. Denn ganz Aehnliches wie Sie habe auch ich zwischen den beiden anderen Menschen da hinten im Stalle behorcht. Das sind erst recht zwei veritable Räuber, die von jenen beiden, dem Grafen und Baron, nichts wissen. Also wie gesagt, zwischen zwei Banden, zwischen zwei Feuern befinden wir uns.

Dem Herrn Fridolin Held schlotterten die Knie.

— Man muß Polizei, Gendarmen herbeischaffen. Sie müssen den Postwagen begleiten.

— Und woher wollen Sie sie nehmen?

— Man muß dem Postmeister Anzeige machen. Er muß dafür sorgen.

— Lieber Herr, ich wiederhole Ihnen, was ich Ihnen schon früher sagte. Haben Sie Beweise? Und zudem muß der Postmeister seine Gründe haben, die beiden für einen Baron und einen Grafen zu halten. Wollen Sie, ein wildfremder Postreisender, ihn vom Gegentheil überzeugen? Und gar blos dadurch, daß Sie gehorcht und ein paar Worte aufgefaßt haben, die Sie und ich für verdächtig halten? Lieber Herr Fridolin Held, man muß in der Welt zu allerletzt sich lächerlich machen.

— Aber was fangen wir denn an?

— Ich sinne darüber nach. Es geht hier etwas langsam

mit dem Expediren der Post, wie ich sehe. Es kann noch immerhin eine halbe Stunde, auch mehr, dauern, ehe der Wagen abgeht. Bis dahin muß Glück oder Rath kommen. Beobachten Sie ferner, aber ruhig, besonnen, und sagen Sie keinem andern Menschen etwas, wie mir.

Es schien Bommel wirklicher Ernst mit diesen Worten zu sein. Was er selbst gehört, und was er jetzt von dem Handlungsreisenden vernommen, hatte doch wol Eindruck auf ihn gemacht.

Der Handlungsreisende kehrte in die Passagierstube zurück.

Bommel hielt weiteren Rath mit sich.

— Es kann nur die trauernde Dame sein, der man an die Kinder will. Teufel, was für Verhältnisse mögen es sein, in denen der Graf zu der Dame steht? Ein Kinderraub? Der Narr dachte an Lösegeld, an einen gewöhnlichen Räuberstreich. Aber der Postmeister kannte ihn und den andern ebenfalls. Und wenn ich dem Burschen mit dem rothen Halstuche auch das Gegentheil aufband, sie müssen wirkliche, bekannte Edelleute aus der Gegend sein. Edelleute! Auch Edelmänner? Aber was machen? Dem Max darf ich kein Wort sagen. Der Hitzkopf schösse und stäche gleich alles nieder. Und doch! Ich allein? Ich habe schon mit der Andern, der Kranken, genug zu thun. Die Lage wird immer kritischer, Wilhelm Bommel, und Du hast noch immer keinen klaren Gedanken.

Er war noch mit diesem traurigen Gedanken, daß er keinen klaren Gedanken habe, beschäftigt, als ein kleines Abenteuer alle seine Gedanken in Anspruch nahm.

Bommel war nun einmal ein leichtsinniger Mensch.

In die große Landstraße, an welcher das Posthaus lag, mündeten nicht weit von diesem zwei Seitenstraßen. Sie kamen aus den Dörfern, vielleicht auch kleinen Landstädtchen der Gegend, und zwar aus zwei entgegengesetzten Richtungen.

Es war wol ein sonderbarer Zufall, daß in einem und dem nämlichen Augenblicke aus der einen der beiden Seitenstraßen eine kleine einspännige Kutsche und aus der andern ein Reiter

zum Vorschein kam. Reiter und Einspänner schienen beide Eile zu haben, und trabten beide dem Posthause zu.

Der Reiter gewann einen kleinen Vorsprung.

Als der Einspänner das sah, suchte er den Reiter zu überholen.

Das sah der Reiter, der nur vor sich blickte, nicht.

Gleichzeitig war der Einspänner etwas ungeschickt. Einer seiner Deichselbäume stieß das Pferd des Reiters in die Flanke, daß es auf die Seite sprang.

Aber auch der Reiter war nicht sehr geschickt, und ehe er den Stoß gewahr wurde, flog er vom Pferde herunter und lag auf der Erde.

Er raffte sich jedoch schnell wieder auf, und nun sah man, daß es ein junger Mensch von beinahe colossalen Formen war. Der Länge sowol wie des Umfanges seines Körpers hätte ein Riese sich nicht zu schämen brauchen. Diesen Formen entsprach das Gesicht und auch sein Auge; sein eines Auge nämlich. Denn er war zwar kein Cyklop, indem er zwei Augen hatte, aber diese Augen waren von höchst ungleicher Beschaffenheit. Das eine war außerordentlich groß und konnte nur nach oben blicken: das andere war sehr klein, und hatte seine Richtung nur nach unten. Beide waren sie übrigens hellblau.

Der Riese raffte sich auf mit einem fürchterlichen Fluche und einem fürchterlichen Blicke seines großen nach oben gerichteten Auges.

Damit sprang er auf den Einspänner zu, griff dem Pferde in die Zügel, und schrie mit einer Donnerstimme:

— Halt!

Das Pferd stand wie eingemauert.

Der Kutscher, ein junger Bursche von vierzehn oder fünfzehn Jahren, wurde leichenblaß als er auf einmal, wie aus der Erde emporgeschossen, den furchtbaren Riesen vor sich sah.

Aus dem Innern des kleinen Wagens kam jedoch ein sehr spitzer Kopf mit einer unendlich langen Nase zum Vorschein, und zugleich mit einem Paar kleiner, aber unaufhörlich rollender und funkelnder Augen.

— Kreuzmillionenschwerenoth, wer untersteht sich hier solche Unverschämtheiten? rief das spitze Gesicht, mit einer etwas näselnden, aber desto gröber accentuirten Stimme.

Darauf erboßte sich aber der schielende Riese noch mehr.

— Was, Herr? rief er. Sie wollen hier von Unverschämtheiten sprechen? Wer hat mich vom Pferde geworfen? Wissen Sie, daß ich eine Schaden- und zugleich eine Injurienklage gegen Sie anstellen kann?

— Was, Herr? rief dagegen der im Wagen. Und wissen Sie, daß nach dem Allgemeinen Landrechte jemand, der einen Andern auf offener Landstraße überfällt, den Verdacht des Straßenraubes gegen sich hat?

Da sah der Riese mit den schielenden Augen verwundert auf.

— Herr, sind Sie Jurist? schrie er.

— Ja, rief der Andere stolz, und auf dem Wege nach Berlin, um das dritte Examen zu machen.

— Zum Donner, rief noch stolzer der Riese, das bin ich auch.

Eine Minute lang sahen sie dann Einer den Andern schweigend an.

Jeder schien zu überlegen, was nun ferner zu thun sei.

Darauf stieg der mit dem spitzen Gesichte aus dem Wagen.

Er war gleichfalls ein Riese; er maß mindestens seine zwei Zoll mehr als der andere, aber er war entsetzlich dürr und mager.

Er stellte sich dicht vor den abgeworfenen Reiter.

— Also Sie sind Referendarius?

— Wie Sie hören. Sie auch?

— Haben Sie das nicht gehört? Und Sie wollen nach Berlin, um Ihr drittes Examen zu machen?

— Ja. Sie auch?

— Ich auch.

— So wären wir Collegen.

— Und Schicksalsgenossen.

— Sie wollen wol mit dem Postwagen weiter?

— Ja. Sie auch?

— Ich auch.

— So fahren wir zusammen.

— Ich möchte Ihnen für diesen Fall eine gute Lehre geben.

— Sie mir? Ich finde das zwar lächerlich, aber lassen Sie hören.

— Ich pflege den, der mir Grobheiten sagt, aus der Thüre oder dem Fenster zu werfen, je nachdem die eine oder die andere Oeffnung mir näher ist.

— Und ich habe die Gewohnheit, wenn jemand grob gegen mich sein sollte, ihm Arme und Beine entzweizuschlagen.

— Herr College, daraus ziehe ich einen Schluß.

— Ich bin auf die Logik neugierig.

— Den, daß es zwar thöricht sein würde, wenn wir gegen einander grob sein wollten.

— Ah, aber desto vernünftiger, wenn wir in Gemeinschaft gegen Andere grob wären, das wollten Sie doch sagen?

— Das wollte ich sagen?

— Die Logik erkenne ich an.

— Topp.

— Halt, noch eine Frage. Sind Sie aus Grundsatz oder aus Naturell grob?

— Bei mir ist die Grobheit mehr Naturell. Und bei Ihnen?

— Das Resultat reiflichen Nachdenkens.

— Was für einen Unterschied finden Sie darin?

— Im Grunde keinen. Aber wir ergänzen uns so Einer den Andern. Also jetzt topp.

Sie reichten einander die Hände. Dann trennten sie sich.

— Auf baldiges Wiedersehen.

Der Magere, der aus Vorsatz grob war, ließ aus seinem Einspänner einen Koffer in das Posthaus tragen. Der Schielende, dem die Grobheit mehr Naturell war, nahm mit Hilfe eines Fußboten, der ihm gefolgt war, seinen Mantelsack von dem Pferde, und trug diesen selbst in das Posthaus. Jener war behende und früher fertig. Dieser war träger und konnte dem Collegen erst nach einer Weile folgen.

Wilhelm Bommel hatte beiden schweigend zugesehen und zu-

gehört. Als der zweite in das Posthaus ging, begab er sich ebenfalls hinein.

— Das sind ein paar bramarbasirende Originale, sagte er zu sich, die beide für keinen Groschen Muth haben. Aber es ist mir, als wenn ich sie zu etwas gebrauchen könnte, als wenn sie mir aus der Noth helfen müßten. Wie nur? Er ging in die Passagierstube.

Der Reisende hat keinen langweiligeren Aufenthalt, als in einer Postpassagierstube. Er will und soll sich hier erfrischen. Was ihm zum Essen und zum Trinken gereicht wird, kann er nicht genießen. Er will die müden, schmerzenden Glieder ausruhen lassen. Er findet Stühle und Bänke, die härter sind, als die des Postwagens. Er will den unter dem Stoßen und Rütteln des Wagens entbehrten Schlaf nachholen. Ein ununterbrochenes grobes Hin- und Hergehen von Postillonen, Stall- und andern Knechten, Schimpfen und Schelten, schlechte Witze und platte Späße der Mitreisenden, die gleichfalls nicht schlafen können, Poltern und Stoßen, Singen und Fluchen, und wie vieles andere noch, stören ihn jeden Augenblick, schrecken ihn auf, jagen ihn erschreckt in die Höhe, wenn ihm das schlaftrunkene Auge wider seinen Willen kaum zugefallen war.

Die Passagierstube war nicht leer, als Bommel in sie eintrat.

Die munter aussehende junge Dame, in deren Augen er den Tod gesehen hatte, saß an einem Tische und trank einen Kaffee, der nach den Geberden zu schließen, mit denen sie ihre hübschen weißen Zähne zeigte, bitter genug sein mußte.

Der Räuberhauptmann lag ganz hinten in einer Ecke der Stube. Er hatte das Gesicht der Mauer zugewendet, an der er lehnte. Er schien zu schlafen.

Der Handlungsreisende, Herr Fridolin Held, und der Zähnebrecher saßen jeder an dem entgegengesetzten Ende eines langen Tisches. Jener warf zuweilen still verächtliche Blicke auf diesen, dieser kühne auf jenen. Max Kappel saß, in sich gekehrt, am Ofen.

Die beiden Edelleute waren im Begriff, die Stube zu verlassen. Der Eine, der Graf, schien den Andern herausgerufen zu haben.

Von den beiden Referendarien war schon einer in der Stube angelangt. Es war der Dürre mit der langen Nase. Er war also in dem Bureau des Postmeisters schon abgefertigt. Sein College war wol noch dort, um sich einschreiben zu lassen.

Der lange, dürre Mensch ließ seine Augen mit verächtlich herausfordernden Blicken auf den Anwesenden umherrollen und umherfunkeln.

Als er aber die beiden Edelleute sah, nahm seine Gestalt und sein Wesen auf einmal einen ganz andern Ausdruck an. Das Auge senkte sich wie schüchtern, die lange Figur wurde um einen Fuß kürzer.

Er verbeugte sich respectvoll vor dem einen der Edelleute, vor dem, den der andere Hambach und der Postmeister Baron genannt hatte.

Der Baron erwiederte die tiefe Verbeugung mit einem vornehmen, kaum merklichen Neigen des Kopfes, wie vornehme Herren einen Untergeordneten zu begrüßen oder vielmehr nicht zu begrüßen pflegen, den sie kennen, mit dem sie aber nichts zu thun haben wollen.

Sowie unmittelbar darauf die beiden adeligen Herren die Stube verlassen hatten, erhielt die Figur des langen Referendarius ihre volle Länge wieder, und seine Augen rollten wieder fürchterlich umher. So fürchterlich, daß die junge Dame hinter ihrem Kaffeetöpfchen kaum ihr Lachen verbergen konnte, der Handlungsreisende aber ängstlich wurde, und verlegen an seinem feuerrothen Halstuche zupfte, und der Zähnebrecher nicht wußte, wohin er mit seinen kühnen Blicken solle.

Max Kappel sah den langen Mann nicht, und Bommel sann noch immer nach, wie er den „Burschen" gebrauchen könne.

Da trat auch der zweite Referendarius, der dicke, schielende, in das Zimmer.

Die muntere Dame hinter dem Kaffeetöpfchen, als sie die schrecklich colossale Figur mit den ungleichen Augen sah, konnte sich in der That des Lachens nicht mehr enthalten. Sie zeigte ihre weißen Zähne, sie kicherte, dann platzte sie los. Dem Hand-

lungsreisenden und dem Zähnebrecher trat der Angstschweiß auf die Stirne.

— Donnerwetter, rief der Colossale mit seiner Donnerstimme, wer lacht hier?

Er schritt auf den Tisch zu, an dem die Dame saß.

Der Dürre wollte ihm im Eifer der neugeschlossenen Freundschaft zuvorkommen. Aber beiden war schnell Wilhelm Bommel zuvorgekommen.

Als sie mit ihren wüthenden, drohenden, herausfordernden Blicken den Tisch erreicht hatten, und an die Dame herantreten wollten, stand Bommel vor ihnen, mit seinen muthigen und entschlossenen Augen sie sehr ruhig, aber sehr entschieden anblickend. Der Blick fragte sie nur, was sie denn eigentlich hier bei der Dame wollten. Sie fanden aber nicht für gut, auch nur darauf zu antworten.

Mit bewunderungswürdig übereinstimmender Schnelligkeit wendeten sie sich in dem nämlichen Augenblicke um, und schritten auf den Tisch zu, an welchem der Handlungsreisende und der Zähnebrecher saßen, und zwar in gerader Richtung auf den letzteren.

— Haben Sie gelacht? donnerte ihn der Colossale an.

— Haben Sie? näselte drohend der Dürre.

Der Zähnebrecher konnte vor Schreck nicht antworten. Er versuchte es; aber die bebende Zunge versagte ihm vollständig den Dienst.

— Was machen wir mit dem Menschen? fragte der Dicke den Dürren.

— College, Sie kennen doch das Capitel von den Ohrfeigen? näselte der Dürre.

— In- und auswendig.

— Also die Lehre practisch gemacht.

Die Angst gab dem Zähnebrecher die Sprache wieder.

— Meine Herren, rief er, hören Sie mich doch erst an.

— Was? Hier wird summarisch verhandelt.

— Aber ich habe nicht gelacht, ich —

— Sie wollen leugnen?

— Verzeihen Sie, aber —

— Ah, College, er bittet um Verzeihung.

— Es sei ihm verziehen, für diesmal. Aber merken Sie sich das, mein Herr, laden Sie noch ein einzigesmal auch nur den Verdacht auf sich, zu lachen, so werden Sie zur Stube hinausgeworfen.

Damit kehrten Sie dem zerschmetterten Zähnebrecher den Rücken zu. Ihre Augen trafen in gerader Richtung den Handlungsreisenden. Er hatte gelacht aus Schadenfreude über den renommirenden Zähnebrecher. Das sollte ihm nicht gut bekommen. Die beiden Referendarien sahen noch den letzten Rest seines Lachens.

— College, sagte der eine zu dem andern, ich glaube, der da lacht noch.

— Ich glaube es wahrhaftig auch, College.

— Mit dem da werden Sie schon allein fertig werden. Es sei Ihnen überlassen.

Der Dürre sprach dies. Der Colossale trat auf den Handlungsreisenden zu.

— Sie haben sich unterstanden, hier zu lachen, Herr? donnerte er.

Der arme Fridolin Held hätte unter den Tisch kriegen mögen. Der Mensch schrie mit so fürchterlicher Stimme. Sein großes Auge suchte ihn von oben zu umklammern, sein kleines ihn von unten zu durchbohren.

— Ich? Ich? stotterte Herr Held.

— College, rief der Dürre, machen Sie ihn mit den Strafen frevelhaften Leugnens vor Gericht bekannt.

— Ja, ja. Sie, Herr, mit dem duftenden Toupé und der feuerrothen Binde um den Hals, wissen Sie, vor wem Sie hier stehen?

— Ich weiß es nicht, werther Herr, Ihnen zu dienen, konnte der Handlungsreisende hervorbringen.

— So will ich es Ihnen sagen: Vor einem Manne, der

keine Beleidigung ungerächt hinnimmt, und der mit dem Leugnenden nach aller Strenge zu verfahren gewohnt ist. Haben Sie nun gelacht?

— Ihnen zu dienen, werther Herr, aber —

— Ha, Sie gestehen ein?

— Aber nicht über Sie.

— So? Das freut mich für Sie. Sie bereuen also auch. Da sei Ihnen verziehen. Aber ich rathe Ihnen, nehmen Sie sich in Acht.

Er trat zu seinem neuen Freunde zurück.

Der Handlungsreisende und der Zähnebrecher wischten sich den Schweiß aus dem Gesichte. Die beiden Referendarien sahen sich in der Stube nach neuen Gegenständen für ihre eigenthümliche Unterhaltung um.

Der Dürre sagte aber:

— Stärken wir uns erst, College.

— Ah ja, College.

— Trinken Sie Grog mit?

— Gewiß.

Der Colossale ging an die Thüre und schrie mit seiner furchtbaren Stimme hinaus:

— Zwei Gläser Grog. Aber zwei große, auf der Stelle.

Dann setzten sich beide an einen Tisch, und hier, die Beine weit von sich ausgestreckt, die Ellbogen auf den Tisch und die Köpfe in die Hände gestützt, begannen sie ein Gespräch miteinander, das bald die Aufmerksamkeit Max Kappels in hohem Grade, und die seines Freundes Bommel beinahe nicht minder in Anspruch nehmen sollte.

Der Dürre hob an:

— Kennen Sie einen Baron Hambach, College?

— Nein, College.

— Eine alte Familie, große Güter. In meiner Gegend. Ich traf hier soeben mit ihm zusammen. Sie waren noch nicht da. Er hatte einen Bekannten bei sich. Wahrscheinlich wollte er mit dem zur Armee abgehen.

— Ja, es geht jetzt alles hin.

— Haben Sie nicht auch Lust?

— Ich? Ich bin leider dienstuntauglich. Ich sehe alles doppelt.

— Ich bin gleichfalls nicht recht brauchbar. Ich bin zu groß und zu mager. Indeß würde mich das nicht zurückgehalten haben, dem Rufe des Königs zu folgen. Allein, da der Termin zu meinem Examen in Berlin einmal angesetzt war, so hätte es wie Furcht vor dem Examen ausgesehen, wenn ich der Citation nicht hätte Folge leisten wollen. Man muß Ehrgeiz haben, College.

— Das ist auch mein Gedanke, College.

— Damit ist aber nicht gesagt, daß ich dem Vaterlande gar nicht dienen will. Im Gegentheile, sobald ich das Examen glücklich überstanden habe, werde ich mich als Auditeur melden.

— Ganz meine Gedanken, Herr College.

— Die Uebereinstimmung unserer Gesinnung freut mich, College. Aber, um nun wieder auf den Baron Hambach zu kommen, ich möchte wissen, wer der Herr ist, der bei ihm war.

— Ich kann es Ihnen nicht sagen.

— Der Baron hat nämlich neulich zu einem Bekannten geäußert, er erwarte nächstens einen Freund, mit dem er schon früher gedient habe, und mit dem er nach Breslau zum Könige gehen werde.

— Dieser wird es wohl sein.

— Und nun ging ein Gerücht, das an diesen Freund einen eigenthümlichen Rechtsfall knüpft.

— Einen Rechtsfall, College?

— Der Freund des Barons ist von Adel, ein Graf, — ich habe leider den Namen vergessen. Er hat sich verheirathet, und zwar an eine Person aus dem niederen Bürgerstande.

— Ah, College, die Ehe ist ja nach dem Landrecht null und nichtig.

— Vorausgesetzt, daß er nicht die Einwilligung seiner drei nächsten Agnaten hatte.

— Hatte er die?

— Nein. Nur sein Vater hatte seine Einwilligung gegeben.

— Die Dispensation des Königs konnte ihm noch zu Hilfe kommen.

— Auch die hatte er nicht. Er konnte also zu jeder Zeit auf die Auflösung der Ehe, als eines rechtlich durchaus nichtigen Verhältnisses, antragen.

— Nach dem Allgemeinen Landrechte ohne Zweifel.

— Und er hat es gethan.

— Ah.

— Nachdem die Frau ihm schon zwei Kinder geboren hatte.

— Die Frau, College? Die Ehe war ja von Anfang an nichtig. Die Person ist also nie eine Frau gewesen.

— So ist zwar auch meine Meinung. In dem Processe hat man aber beklagterseits dem dadurch zu widersprechen gesucht, daß das preußische Gesetz sich nur auf Ehen, die im Lande geschlossen, und auf Frauenspersonen, die preußische Unterthaninnen sind, beziehe.

— Und beides war hier nicht der Fall?

— Beides nicht. Die Ehe ist im Königreiche Westfalen geschlossen, und die Person war zur Zeit der Heirath westfälische Unterthanin.

— Ist die Sache schon entschieden, College?

— In den beiden ersten Instanzen.

— Und wie?

— Zu Gunsten des Grafen.

— Die Ehe ist also für nichtig erklärt?

— So ist es.

— Hat die Person das Rechtsmittel der Revision ergriffen?

— Allerdings, und die Acten liegen jetzt zur dritten und letzten Entscheidung bei dem höchsten Gerichte in Berlin.

— Auf das letzte Urtheil bin ich gespannt.

— Man erwartet es in nächster Zeit.

— Freilich, College, die Vorschrift des Landrechtes ist ganz allgemein; es handelt sich um ein Recht des preußischen Adels.

Ich für meine Person zweifle nicht, daß das höchste Gericht bestätigen wird.

— Auch ich zweifle nicht daran. Ich habe nur ein Nebenbedenken.

— Und dieses wäre?

— Wie das Gericht in Ansehung der beiden Kinder erkennen wird.

— Sie können doch keine ehelichen Kinder sein, wenn die Ehe von Anfang an nichtig war.

— Es wäre da zu unterscheiden, College. Standesmäßige eheliche Kinder, die den adeligen Namen des Vaters führen dürften, sind sie in keinem Falle. Allein man kann zu Gunsten der unschuldigen Kinder das nichtige Verhältniß immerhin als eine Ehe zur linken Hand betrachten, und dann wären die Kinder doch wenigstens nicht uneheliche, sondern legitime, die nur nicht dem Stande des Vaters folgten und nicht in seine Familie einträten, sondern nur Stand und Namen der Mutter führten.

— Das ist eine scharfsinnige Ansicht, College.

— Man ist gespannt, wie das höchste Gericht sich darüber aussprechen wird.

Die Unterredung der beiden Collegen war, wie gesagt, namentlich von Max Kappel und Wilhelm Bommel mit großer Aufmerksamkeit angehört worden.

Bommels Gesicht sprach nur kalten Hohn aus. Das Gesicht seines jüngeren Freundes aber glühte in Zorn. Bommel sah es.

— Hauen wir die Burschen durch? fragte Max leise.

— Warum?

— Für ihre frechen Lügen.

— Sie lügen nicht. Wie, Mensch, und für solche Gesetze und Zustände willst Du Dich schlagen? Ah, freilich, ich vergesse, daß Du ja zu diesem Adel gehörst. Vielleicht ist jener edle Graf gar ein Verwandter von Dir.

— Bommel, ich rathe Dir —

— Nun, nun, fahre nur nicht wieder gleich aus der Haut. Aber kennst Du die Geschichte?

— Nein, nur das Gesetz.

— So muß ich doch versuchen, ihr näher auf den Grund zu kommen. Sie interessirt mich.

Bommel näherte sich den beiden Referendarien, die dem ihnen unterdeß gebrachten Grog zusprachen.

— Sie verhandeln da eine interessante Geschichte, meine Herren.

— Meinen Sie?

— Der Name des Grafen ist Ihnen noch nicht wieder beigefallen?

— Nein.

— Sie kennen auch seine Verhältnisse nicht?

— Er war Offizier. Das wird er auch jetzt wieder sein.

— Und er ist ein Freund des Barons Hambach, der vorhin in diesem Zimmer war?

— Ja.

— Wohnt der Baron hier in der Nähe?

— Ein paar Meilen von hier.

— Und jener Graf?

— Er wohnt wenigstens nicht hier in der Nähe, weil sein Proceß nicht bei unserem Ober-Landesgerichte verhandelt ist. Aber ich begreife nicht, mein Herr, was Sie zu allen diesen Fragen veranlaßt.

Der Dürre, der grob aus Grundsatz war, machte diese Bemerkung. Er mochte wol wie ein Mann von Grundsätzen sich ärgern, daß er einige Augenblicke seinem Grundsatze untreu geworden war.

Bommels Gesicht wurde plötzlich von einem heitern Spott durchflogen.

— Ah, meine Herren, ich sehe, Sie sind ein Paar intelligente junge Juristen. Sind Sie der Ansicht, daß das höchste Gericht gleichfalls jene Ehe für nichtig erklären werde?

— Unzweifelhaft.

— Und wie wird es nach Ihrer Meinung in Betreff der Kinder entscheiden?

— Das ist zweifelhaft.

— Welcher Ansicht würden Sie sein?

— Ich würde die Kinder für Kinder aus einer Ehe zur linken Hand erklären, sagte der Dürre.

— Und Sie, mein Herr?

— Ich gleichfalls, sagte der Colossale.

— Ich bin nicht Ihrer Meinung, meine Herren. Ist die Ehe einmal rechtlich nichtig, so ist gar keine Ehe da gewesen. Es können also auch keine ehelichen Kinder da sein.

Die beiden Referendarien sahen den Opponnenten mit unbeschreiblicher Verachtung an.

— Mein Herr, wir müssen das besser wissen. Wir sind auf dem Wege nach Berlin um das große Staats-Examen zu machen.

Da lächelte Bommel sehr freundlich und herablassend.

— Und ich, meine Herren, werde das Vergnügen haben, Sie in Berlin zu examiniren.

— Wie? Was? Was? Wie?

— Ich bin der Geheimrath Müller aus Berlin.

Der plötzlichste, heftigste Donnerschlag hätte die beiden Collegen nicht mehr erschrecken können, als die paar Worte. Beide saßen sprachlos.

Die Nase des Dürren wurde noch einmal so lang. Der Colossale schlug auch das große Auge nieder; vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben nahmen seine beiden Augen die nämliche Richtung.

Bommel trat mit einer höflichen Verbeugung zurück. Da wagte das große Auge des Dicken wieder sich zu erheben.

— College, flüsterte er.

— Sprechen Sie leiser, flüsterte der Andere zurück.

— Will der Kerl uns zum Besten halten?

— Ein Geheimrath Müller ist Examinator in Berlin.

— Leider.

— Wenn er es wirklich wäre?

— Aber er ist noch so jung.

— Jener soll in der That eine sehr rasche Carriere gemacht haben.

— Eine verdammte Geschichte, College.

— Wir müssen auf unserer Hut sein.

Sie blickten mit etwas trübsinnigen Mienen in ihre Groggläser.

Bommel war zu seinem jungen Freunde zurückgekehrt. Max Kappel war verdrießlich.

— Du wirst durch Deine Aufschneidereien uns noch in Verlegenheit bringen.

— Uns? Was gehen sie Dich an?

— Würde ich Dich im Stich lassen?

— Das mußt Du wissen.

— Die Menschen sprechen miteinander. Wenn sie nun herausfinden, daß es in Berlin gar keinen Examinator gibt, der Müller heißt?

Bommel lachte beinahe laut auf.

— Unerfahrener Bursche, ist in Berlin irgend eine Gesellschaft, Körperschaft u. s. w. ohne einen Müller?

Das Gespräch wurde unterbrochen.

Der Postmeister kam eilig und mit einem erschrockenen Gesichte in die Stube.

— Meine Herren, ist vielleicht unter Ihnen ein Arzt?

Der Zähnebrecher sprang stolz auf.

— Hat Jemand Zahnweh? fragte Bommel mit einem höhnischen Blicke auf ihn.

— Nein, nein, aber eine fremde Dame liegt oben im Sterben, und der nächste Arzt wohnt zwei Meilen von hier.

Bommel war blaß geworden.

Bommel blaß? Es war in der That so.

— Führen Sie mich zu der Dame, rief er dringend.

— Sind Sie denn ein Arzt?

— Gewiß.

— So bitte ich, mir zu folgen.

Nicht Bommel allein war unruhig aufgeregt worden.

Bei der Nachricht des Postmeisters war hinten in seiner Ecke heftig der „Räuberhauptmann“ in die Höhe gefahren. Bei Bommels Erklärung, als Arzt den Postmeister zu der Dame begleiten zu wollen, schossen seine Augen wüthende Blitze auf den jungen Mann. Er machte Miene, aufzuspringen. Seine Finger krümmten sich. Wer ihn ansah, mußte meinen, er werde in voller Wuth auf einen Gegner losstürzen, den er vernichten wolle, vernichten müsse.

Aber mit einer ungeheuren Kraft wußte er sich dann auf einmal zu beherrschen.

Er legte sich in seine Ecke zurück, und nur wer sehr nahe bei ihm gewesen wäre, hätte aus seinem kurz hervorgestoßenen Athem und aus einem wilden Spielen seiner Finger auf den Sturm schließen können, der in seinem Innern forttobte.

Die beiden Referendarien hatten nicht so viele Gewalt über sich.

Sie waren gleichfalls aufgefahren, aber erst als Bommel sich für einen Arzt bekannte oder ausgab. Sie sahen sich verdutzt, dann wüthend an.

— College, der Kerl ist kein Geheimrath.

— Und kein Examinator.

— Er hat uns doch zum Besten gehabt.

— Dafür muß er büßen.

— Zum Donnerwetter, das muß er.

Sie traten Bommel entgegen.

— Mein Herr, jetzt wollen Sie ein Arzt sein?

— Hätten Sie etwas dagegen? fragte Bommel.

— Und vorhin wollten Sie unser Examinator sein?

— Nun ja.

— Der Geheimrath Müller?

Bommel sah sie stolz überlegen an.

— Meine Herren, Sie dauern mich. Sie wissen nicht einmal, daß in Berlin Geheimräthe auch Aerzte sind? Ich fürchte sehr für Ihr Examen.

Die beiden Collegen wurden verlegen. Sie flüsterten miteinander.

— College, wenn es doch der Geheimrath Müller wäre?

— Man hat in der That Beispiele —

Bommel warf ihnen noch einen stolzen Blick zu. Dann verließ er mit dem Postmeister die Stube.

— Welche Dame ist krank geworden? fragte er diesen.

— Sie kam vor einer Stunde mit Extrapost an.

— Allein?

— Ganz allein. Sie wollte sogleich weiterfahren; aber sie war schon unwohl angekommen. Sie mußte sich zu Bette legen. Ihr Zustand verschlimmerte sich. Sie bekam mehrere Ohnmachten. Jetzt liegt sie schon eine Zeitlang in voller Bewußtlosigkeit.

Sie traten in das Zimmer der Kranken.

Diese lag in ihrer Reisekleidung im Bette. Niemand war bei ihr.

Ihre Augen waren geschlossen. Sie lag ohne Bewegung, dem Anscheine nach ohne Athem. Sie glich einer Leiche. Vielleicht war sie es schon. Aber dann war es eine wunderbar schöne Leiche, mit diesem feingeformten Gesichte, dieser blendend weißen, durchsichtigen Haut, diesen Zügen des tiefsten und erhabendsten Leidens.

Bommel stand eine Weile regungslos vor ihr. Er war in den traurigen und doch so schönen Anblick versunken. Es war, als wenn er sich nicht von ihm trennen könne.

Dann auf einmal schien ihn ein heftiger Schmerz zu ergreifen.

— Herr, sagte er zu dem Postmeister, aber leise, wie man in einem Heiligthume spricht, Herr, wie viel muß diese Frau gelitten haben! Sie haben gewiß in Ihrem Leben mancherlei gesehen und erfahren, Schlachten und anderes. Aber von den schweren Leiden dieser Unglücklichen haben Sie keine Ahnung, und ich habe sie nicht, und Millionen Menschen würden sie nicht haben können. Und das Ende aller dieser Leiden? Da liegt sie hier in dem engen

Stübchen eines preußischen Grenz-Posthauses, krank, elend, verlassen, fern von ihren Verwandten und Freunden. Niemand, den sie kennt und der sie kennt, weiß, wo sie ist. Nur zwei ihr wildfremde Menschen sind um sie. Sie, ein alter, braver Postmeister, der noch so viel Mitleid hatte, einen Arzt für sie herbeizurufen, und ich, dieser Arzt, ein roher Mensch, der dennoch wahrhaftig in diesem Augenblicke so mitleidig und so sentimental ist, daß er wünschen könnte, die Unglückliche sei todt, es sei aus mit ihr und mit allen ihren Leiden, sie habe hier in dieser brandenburgischen Haide, einsam und verlassen, die Ruhe, die schöne, ewige Ruhe gefunden. — Aber lassen Sie uns sehen, ob sie wirklich nicht mehr lebt."

Wilhelm Bommel war Arzt, und nicht blos ein Arzt, der sich auf kein anderes Studium, als das der Lungenfuchser gelegt hatte.

Man sah es der Gewandtheit, Sicherheit und Sorgfalt an, mit der er Athem, Puls- und Herzschlag der Kranken untersuchte.

— Sie lebt, sagte er dann.

— Und Sie haben Hoffnung für sie? fragte der Postmeister.

— Ja. Sie liegt in einem sonderbaren Schlafe, der sie aber hoffentlich kräftigen wird. Sie bedarf dann zugleich anderer Stärkung. Ihre Krankheit besteht nur in einer großen Erschöpfung aller ihrer Kräfte, herbeigeführt durch anhaltende körperliche Anstrengungen und Beschwerden, wahrscheinlich einer langen, schnellen Reise und durch einen großen Seelenschmerz. Sorgen wir jetzt für ihre Stärkung. — Was bietet Ihre Apotheke dar, mein Herr Postmeister.

— Du großer Gott, jammerte der Postmeister, die nächste Apotheke ist drei Meilen weit.

— Also noch eine Meile weiter als der nächste Arzt?

— Noch mehr als eine Meile.

— Sie irren, lieber Herr. Eine Apotheke hat der liebe Gott überall angelegt. Es kommt nur darauf an, daß man sie kennt.

Und wer das versteht, das ist der eigentliche Arzt. Haben Sie Wein im Keller?

— Gewiß, mein Herr.

— Sehen Sie, lieber Herr, der Wein ist überall eine vortreffliche Arznei. Hier wird er doppelt gute Dienste leisten. Sie haben doch andere Sorten als Grüneberger?

— Guten Rheinwein, auch französischen.

— Vortrefflich. Bringen Sie von beiden Sorten. Und sodann — haben Sie eine Frau?

— Nein.

— Glücklicher Mann! Aber doch wol eine Haushälterin oder dergleichen?

— Meine Haushälterin ist eine verständige Person.

— Die bringen Sie mit.

Der Postmeister ging.

Bommel blieb ganz allein bei der Kranken. Aber in dieser Lage zeigte der rohe, der frivole, der cynische Bommel, daß er im Grunde seines braven Gemüthes das alles nicht war. Er trat mit einem fast schamhaften Erröthen von dem Bette der kranken Frau zurück, und stellte sich in die entfernteste Ecke der Stube. Freilich so, daß er die Kranke sehen konnte. Aber mußte er das nicht als Arzt? Er mußte es doch zugleich wol aus einem andern Grunde.

— Wilhelm Bommel, sagte er zu sich, sollte wirklich in diesen Haiden dein Stündchen geschlagen haben? In deinem Herzen sieht es seit heute Morgen wenigstens ganz anders aus, wie jemals vorher. Aber was ist es denn, das dich zu dieser Frau hinzieht? Schön ist sie. Aber bei Lichte besehen, doch nur ein schönes Skelett, ein Gerippe, so eine Art spanischer Jungfrau, die mit ihren Armen zum Tode umarmt. Wäre das deine Bestimmung? Ah bah! Aber wenn auch! Ich glaube wahrhaftig, ich werde nicht wieder von ihr lassen können. Nachtfalter, auch du stürze dich in das Licht, in den Tod.

Der Postmeister kam mit einigen Flaschen Wein und seiner Haushälterin zurück.

Bommel nahm ihm den Wein ab.

— So, alter Herr, Sie können gehen, Sie sind hier überflüssig.

Der Postmeister ging.

— Und Sie, Madame oder Mamsell, was sind Sie?

Die Haushälterin war eine Berlinerin, aber sonst, wie der Postmeister gesagt hatte, eine ganz verständige Person.

— Was ich bin, mein Herr? Mein Mann war Feldwebel und trug das silberne Portepee so gut wie ein Lieutenant, ja, wie ein General, und wenn er länger gelebt hätte, so wäre er auch Lieutenant geworden, nämlich bei den Invaliden, und sogar —

— Sie sind also Witwe und also auch Madame.

— Und eine ehrbare Wittwe, und wie ich sagte, wenn mein Mann —

— Madame, halten Sie einmal die Flasche hier.

— Ich halte sie schon.

— Und geben Sie genau Acht, wie ich der Kranken Stirne und Schläfe mit dem Wein reibe.

— Ich sehe es, mein Herr.

— So. In derselben Weise reiben Sie ihr nun die Herzgegend. Nicht zu stark.

— O, sorgen Sie nicht, mein Herr. Eine künftige peußische Officiersfrau —

— Was? Sie haben noch Heirathsgedanken?

— Witwe, Witwe wollte ich sagen.

Sie hatte der Kranken schon das Kleid geöffnet.

Bommel war zurückgetreten, so daß er die Kranke nicht einmal sehen konnte.

Die wirkliche Feldwebels- und künftige Officierswitwe verfuhr geschickt nach Bommels Anweisung.

— Herr Doctor! rief sie dann. Sie sind doch ein Herr Doctor?

— Zum Glück. Sonst müßte ich wol nach guter Polizeivorschrift die Kranke sterben lassen.

— Herr Doctor, sie bewegt sich.

— Fahren Sie fort, zu reiben.

— Sie holt tief Athem.

— Hören Sie auf zu reiben. Sie wird jetzt nach wenigen Augenblicken erwachen. Sie geben ihr dann ein halbes Gläschen von diesem Weine. Darauf bringen Sie ihr eine kräftige Fleischbrühe. Vor allen Dingen sagen Sie ihr, der Arzt empfehle ihr die größte Ruhe an; er werde in einer Viertelstunde selbst wieder bei ihr sein.

Bommel verließ das Zimmer der Kranken, um in das Arbeitsbureau des Postmeisters zu gehen.

— Herr Postmeister, ich habe Ihnen eine Gefälligkeit erzeigt. Darf ich Sie auch um eine bitten?

— Wenn sie in meinen Kräften steht.

— Unmenschliches verlange ich von Ihnen nicht. Wie heißt die kranke Dame, zu der Sie mich führten?

— In dem Postscheine, antwortete ohne alles Bedenken der Postmeister, ist sie als eine Madame Ebler aufgeführt.

— Hm, ein verdammt gleichgültiger Name. Und der Name der andern Dame, die mit der alten Frau und den Kindern ankam?

— Sie ist als eine Frau Gräfin von Kappler eingeschrieben.

Bommel machte einen Sprung, als wenn er, wie er später sich selbst ausdrückte, von unbekannter kräftiger Hand unversehens eine Ohrfeige erhalten hätte.

— Himmeldonnerwetter, Herr! Teufel, hatte der Bursche Ahnungen?

— Sie kennen sie, mein Herr? fragte der Postmeister.

— Hätte ich Sie dann nach ihr gefragt? Aber weiter, Herr Postmeister, hätten Sie die Güte, mir den Zettel zu zeigen, auf welchem die Namen der sämmtlichen Reisenden der Fahrpost stehen?

Auf einmal wurde der Postmeister verlegen, gar blaß.

— Den Begleitezettel der Fahrpost? stotterte er.

— Denselben.

— Aber, mein Herr —

— Sie machen Umstände?

— Die Amtsverschwiegenheit fordert von mir —

— Sie haben mir die andern Namen genannt.

Der Postmeister fing an, sich zu ärgern darüber, daß er gefehlt hatte, daß er sich hatte dazu verleiten lassen, daß es ihm gar vorgeworfen wurde.

Der Aerger machte ihn natürlich grob.

— Herr, sagte er, Sie haben mir hinterlistigerweise die Namen entlockt.

Bommel behielt seine gewöhnliche Ruhe bei.

— Lieber Herr, wissen Sie, wie es mit der kranken Dame, der Madame Ebler, steht?

— Nun?

— Ich habe sie in's Leben zurückgebracht. Aber wenn Sie mir meine Bitte abschlagen, wissen Sie, was ich dann thue?

— Und was wollten Sie thun?

— Ich bringe Ihnen die Dame hier in Ihrem Hause um's Leben.

— Ich lasse Sie nicht mehr zu ihr.

— Dann stirbt sie noch eher.

— Herr, Sie sind —

— Sprechen Sie das Wort nur dreist aus.

Der Postmeister schwieg trotzig.

— Ich will es für Sie aussprechen, sagte Bommel. Sie wollten mich einen frechen unverschämten Burschen nennen. Auch das sei Ihnen verziehen, aber — nur unter der Bedingung der Liste. Bedenken Sie die Last, den Scandal, wenn die Frau hier stirbt, die Untersuchungen ihrer vortrefflichen Polizei, der Gerichte, der Postbehörden. Wollen Sie?

— Sie sind ein —

— Ein Satan.

— Gott weiß es.

— Geben Sie die Liste her.

Der Postmeister gab ihm den Zettel. Bommel las ihn sich laut vor.

— Fräulein Meier. Ah, die Muntere mit dem Tode im Auge. Das arme Ding muß weit reisen, um sich den Tod zu holen. — Baron v. Wagener. Ha, der Räuberhauptmann! Baron? Wäre er doch ein Diplomat? Aber der Krüppel mit den großen Krücken! — Staudacher, Zahnarzt. Richtig, ein Zähnebrecher. — Herrn Fridolin Held kennen wir. — Referendarius Pfützentreter und Referendarius Gossenreuter. Alle Wetter, ein paar hübsche Namen! Mit denen kann man etwas anfangen. — Herr Postmeister!

— Was wünschen Sie?

— Haben diese beiden Referendarien sich selbst so genannt? Oder hat vielleicht jedesmal der eine dem andern den Namen beigelegt?

— Jeder hat sich selbst so genannt.

— Schön! — Haben Sie Dank, Herr Postmeister. Ihre Kranke soll lebendig bleiben. — Apropos, haben Sie wirklich geglaubt, ich würde sie Ihnen todtmachen?

— Ich traute Ihnen das schon zu.

— Das freut mich. Es zeigt, daß ich mich bei den Leuten in Respect setzen kann.

Er verließ das Bureau. Aber er konnte nicht sogleich in die Passagierstube zurückkehren. Er ging auf die Treppe vor dem Hause.

Wilhelm Bommel, jetzt mußt du vorher sehr reiflich überlegen. Eine Gräfin Kappler ist sie. Und der eine Edelmann, der auch ein Graf war, durfte sich nicht vor ihr sehen lassen. Und hat der Herr Fridolin Held recht gehört, so will er ihr gar ihre Kinder rauben. Und der Max ist auch ein Graf Kappler. Und die Familie ist vielleicht kaum ein paar Dutzend Meilen von hier zu Hause. Und die Frau ist leidend, sehr leidend, trägt Trauerkleider, aber allein, nicht die Kinder. Alle Wetter, was für Thatsachen! Und was für Combinationen lassen sich daran knüpfen! Ein ganzer Roman.

— Ob ich dem Max meine Entdeckung mittheile? Das ist der Punkt. Der Bursche ist auf dem Wege sich in sie zu ver-

lieben. Er hat es vielleicht schon gethan. Wenn sie seine Stiefmutter wäre! Er hat zwar nie etwas von einer Stiefmutter gesagt. Er weiß also auch nichts von ihr. Aber mußte ihm sein Vater jede Thorheit schreiben, die er beging? Es könnte auch seine Schwägerin sein!

— Und von der andern Seite, der Junge ist so hitzig, so heftig, und hier heißt es nur kaltes Blut haben. Kaltes Blut! Was doch diese Laien in der Wissenschaft für Unsinn schwätzen! Die Situation wird immer verwickelter. Aber Bommel verliert den Kopf nicht.

— Jetzt vorerst zu der Kranken zurück. Sie wird freilich ein verzweifeltes Gesicht machen, wenn sie mich wiedersieht. Aber die alte Haushälterin wird ihr schon von mir gesprochen haben. Und dann — ich muß sehen, ob ich Glück habe.

Er kehrte zu dem Zimmer der Kranken zurück.

Bevor wir ihm dahin folgen, müssen wir ein kleines Abenteuer erzählen, das Bommel an dem Morgen des nämlichen Tages gehabt hatte.

Er und sein Freund Max Kappel waren mit Extrapost auf einer westfälischen Station in einem kleinen Städtchen angekommen. Bis zum Pferdewechsel mußten sie eine zeitlang warten. Max Kappel hatte, entweder wirklich ermüdet oder gelangweilt, oder in seiner gemachten Blasirtheit, sich auch dort in der Poststube der Länge nach auf eine Bank neben dem Ofen geworfen. Bommel hatte dagegen eine andere Unterhaltung gesucht.

Zuerst hatte er der vor dem Posthause vorbeiziehenden Schuljugend des Städtchens Unterricht in der anticipirten, politischen Geographie gegeben, und ihnen ihr Vaterland, das Königreich Westfalen, zu ihrer großen Verwunderung wegdemonstrirt. Dann hatte er einem Reisenden, der aus Preußen kam, die Nachricht mitgetheilt, der König Jerome sei soeben beim Baden in einem Faß Malvasier ertrunken, und die Befreiung Deutschlands sei jetzt garantirt. Er wisse es gewiß, denn er komme direct aus Kassel.

Während er noch mit dem Manne sprach, und dieser doch

etwas ungläubig den Kopf schüttelte, war von der andern Seite, von Kassel her, eine zweispännige Extrapost angefahren gekommen, die, um die Pferde zu wechseln, vor dem Posthause halten mußte.

— Sie wollen mir nicht glauben, hatte Bommel darauf zu dem Reisenden aus Preußen gesagt. Kommen Sie mit mir, die Herrschaft in dem Wagen wird Ihnen alles bestätigen.

Der Mann war wirklich mit ihm an den Wagen gegangen. In diesem saß eine einzelne Dame, gegen die Kälte fest in ihre Reisekleidung eingehüllt. Ihr Gesicht war unter einem dicht anschließenden Hut verborgen.

— Nicht wahr, Madame, hatte Bommel in den Wagen hineingefragt, der König von Westfalen ist gestorben? In einem Fasse Rothwein!

Da erhob die Dame ihr Gesicht.

Eine Antwort hatte Bommel nicht erhalten. Aber er hatte auf einmal den Ausdruck des schwersten Leidens gesehen, des geistigen sowol als des körperlichen Leidens, wie er ihn in seinem Leben nie gesehen hatte. Und ein Blick aus dem kranken, bleichen Gesichte hatte ihn so innig bittend getroffen, er möge, wie leichtsinnig, wie frech, wie frivol er auch aussehe, mit ihrem Zustande Mitleid haben, und mit seinem Spotte sie nicht quälen.

Plötzlich war Bommel ein umgewandelter Mensch geworden. Freilich nicht sofort in dem ersten Augenblicke gänzlich. Wie wäre das bei Bommel möglich gewesen?

— Madame, verzeihen Sie, hatte er beschämt, zerknirscht, aber aufrichtig gerufen.

Aber gleichzeitig hatte der fremde Reisende sich überzeugt, daß er zum Besten gehalten sei, und er hatte wüthend Bommel angefahren:

— Herr, wie können Sie sich unterstehen, den Leuten auf offener Straße etwas weißmachen zu wollen?

Darauf hatte Bommel ihm geantwortet:

— Herr, wie können Sie sich unterstehen, zu verlangen, daß man Ihnen auf offener Straße nichts weißmachen solle?"

— Was wollen Sie damit sagen, Herr?

— Denken Sie darüber nach, aber von hier packen Sie sich.

Nach dieser Drohung, die in der That Erfolg hatte, war erst die Umwandlung Bommels eine gänzliche geworden.

— Madame, hatte er mit einer innigen, fast demüthigen Stimme gebeten, können Sie mir meine Rohheiten verzeihen? Ich werde mich ihrer ewig schämen, wenn ich an Sie denke. Zum Zeichen, daß Sie mir verzeihen, befehlen Sie über mich. Sie sind allein. Worin kann ich Ihnen nützlich oder behilflich sein?

Entweder hatte nun die Dame an seine Reue, an sein Gefühl geglaubt, oder sie hatte sich seiner entledigen wollen.

— Mein Herr, hatte sie ihm mit einer sehr kranken Stimme erwidert, Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie die Güte hätten, dafür zu sorgen, daß ich recht bald weiterreisen kann, und wenn Sie mich dann einer Ruhe überließen, deren ich so sehr bedarf.

Bommel hatte ihr noch seine weiteren, seine ärztlichen Dienste anbieten wollen. Aber nach jener Antwort hatte er es nicht gewagt. Er hatte nur ihren Wunsch, schnell wieder abzureisen, befördert.

Seitdem war er nicht wieder mit ihr zusammengetroffen.

Jetzt sollte er sie wiedersehen.

— Was klopft denn dieses einfältige Herz, sagte er, indem er die Treppe hinaufstieg. — An's Leben kann sie Dir nicht, Bommel, und wenn sie der Teufel selbst wäre. An deine Ehre auch nicht. Aber an das Herz selbst? Pah, was ist das menschliche Herz? Ein Gefäß von Fleisch und nicht einmal von Bein, dem berühmte Physiologen das Empfindungsvermögen sogar absprechen.

Er trat in die Stube.

Die Kranke saß aufgerichtet im Bette. Sie schien sehr gestärkt zu sein.

Durch Bommels Gesicht flog helle Freude.

Die Haushälterin saß vor dem Bette.

— Das ist der Herr Doctor, sagte sie zu der Kranken.

Die Kranke sah zu dem jungen Mann auf. Sie erschrak doch, als sie ihn wiedererkannte. Der Blick des Erschreckens konnte Bommel nicht entgehen.

— Gibt es ein einfältigeres Volk, sagte er zu sich, als das dieser deutschen Gelehrten? Das Herz soll kein Empfindungsvermögen haben, und das stach mich wahrhaft, scharf genug, da recht tief unten, in meinem eignen Herzen. Die Laien verstehen es doch zuletzt am besten.

— Madame, sagte er zu der Haushälterin, besorgen Sie jetzt der Dame einen stärkenden Kaffee.

Die Haushälterin entfernte sich.

Bommel nahte sich dem Bette der Kranken. Er wendete sich an diese:

— Madame, ich freue mich, daß ich richtig vorhergesehen hatte. Sie müssen in diesem Augenblicke sich stärker fühlen, als mehrere Tage vorher.

— In der That ist es so, mein Herr, erwiederte die Kranke, und Ihnen bin ich den Dank dafür schuldig.

— Mir nur sehr geringen, Madame. Aber lassen Sie uns nicht die Zeit mit banalen Redensarten verlieren. Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, Madame.

— Sie mir?

— Sie brauchen sich durchaus nicht darüber zu beunruhigen. Es wird Sie freilich aufregen, aber gerade das muß Sie beruhigen.

— Ich verstehe Sie nicht.

— Ich würde Sie nicht aufregen, wenn ich Ihren körperlichen Zustand noch für bedenklich hielte. Lassen Sie mich zur Sache kommen. Haben Sie irgend einen Menschen zu fürchten?

Die Dame wurde mehr als unruhig.

— Mein Herr, die Frage ist so allgemein —

— Richtig. Wissen Sie sich auf Ihrer gegenwärtigen Reise, auch in diesem Augenblicke, von jemand verfolgt?

— Mein Gott, mein Herr —

— Von einem Manne, der nach seinem Aussehen und Be-

nehmen der Aristokratie angehört, der dennoch so etwas Eigenthümliches an sich hat, daß —

— Er ist es! Er ist hier?

— Mit einem durchtriebenen Burschen, der Krücken mit sich führt, um nicht darauf zu gehen.

— Ich bin verloren.

— Das sind Sie nicht, Madame. Jener aristokratische Herr scheint allerdings gegen Sie etwas im Schilde zu führen. Allein wenn Sie sich mir anvertrauen könnten, ich würde wenigstens mein Leben für Sie einsetzen. Weiter kann ich Ihnen freilich nichts versprechen, denn das Andere stände in Gottes Hand.

Die Dame war heftig erschrocken. Sie sah den jungen Mann zweifelhaft an. Aber nicht mit einem Zweifel an ihm.

— Mein Herr, sagte sie nach einer Weile im Tone einer gewissen Resignation, ich kann Sie nicht mit in mein Unglück hineinziehen.

Diese Resignation stärkte die Entschlossenheit Bommels.

— Madame, ich bin jetzt vollkommen überzeugt, daß Sie der Hilfe bedürfen. Meine Hilfe habe ich Ihnen einmal geweiht. Ich verlasse Sie nicht, auch wenn Sie mich geradezu fortschicken wollten.

Er sprach durchaus entschieden.

Sie mußte zugleich einem sonderbaren Blick seiner Augen begegnen, einem jener Blicke, die aus dem Herzen kommen, um die Gelehrten Lügen zu strafen, daß das Herz ein Gefäß ohne Empfindungsvermögen sein solle. Sie schlug unwillkührlich die Augen nieder.

— Madame, sagte Bommel, hatten Sie mir heute Morgen doch nicht verziehen?

Da erhob sie schnell die Augen wieder, und in ihrem Blicke war kein Zweifel mehr.

— Mein Herr, ich vertraue Ihnen.

— Ah, Sie machen mich zu einem glücklichen Menschen. Und nun, Madame, lassen Sie uns berathen und beschließen. — Sie wollten heute weiterreisen?

— Wird mein Unwohlsein es mir erlauben?

— Sie dürfen ohne alle Gefahr für Ihre Gesundheit.

— Sie geben mir eine große Beruhigung.

— Sie kamen mit Extrapost?

— Ja, mein Herr.

— Und wollen auch so weiterfahren?

— Es war schon alles bestellt.

— Madame, Sie fahren in die Nacht, durch menschenleere Haiden. Ihr Verfolger weiß das. Er hat darauf seinen Plan gestützt, Sie zu überfallen.

— Sie wissen das, mein Herr?

— Ich behorchte sein Gespräch mit dem Krüppel. Sein eigener Mund hat mir seinen Plan verrathen.

— Und dieser Plan ist?

— In der Extrapost wären Sie mit einem alten Postillon allein.

— Freilich.

— Er dagegen muß mehrere, wahrscheinlich viele Menschen zur Disposition haben.

— Gewiß, gewiß!" rief die Kranke mit einem inneren Grauen.

— Von diesen sollen Sie überfallen und zurückgebracht werdeu; wohin weiß ich nicht.

— O, ich weiß es wol.

— Ihr Verfolger selbst wird mit der Fahrpost reisen. Diese wird bald abgehen. Er rechnet darauf, daß sie später abreisen.

— Ich soll vor ihm abreisen?

— Nein, Madame, mit ihm.

— Wie, mein Herr?

— Madame, mögen Sie vor oder nach ihm abfahren, immer, auch wenn ich und mein Freund Sie begleiten, würden Sie jenem Ueberfall ausgesetzt sein.

— Wenn er ihn einmal befohlen hat, gewiß.

— Nun ist zwar mein Freund der tapferste und muthigste Mensch, den die Sonne bescheinen mag, und auch mir fehlt es

nicht ganz an Muth, und wir beide sind wohl bewaffnet. Allein dennoch könnte niemand für den Ausgang des Kampfes einstehen, und jedenfalls, Madame, sind Sie noch so schwach, daß ich von einem Ueberfalle und Kampfe die nachtheiligsten Folgen für Ihre Gesundheit befürchten müßte.

— Und einen Ueberfall der Fahrpost befürchten Sie nicht?

— Nein, Madame. Einerseits ist die Post stark besetzt —

— O, mein Herr, Sie wissen nicht —

Die Dame brach erschrocken ab.

Bommel sah sie einen Augenblick fragend an.

Sie machte dennoch keine Miene weiterzusprechen.

Er fuhr fort:

— Andererseits ist Ihr Verfolger nicht darauf gefaßt, daß Sie mit der Fahrpost fahren werden. Seine Leute oder Helfershelfer sind es ebensowenig. Er selbst ist mit in dem Postwagen, mit uns, unmittelbar neben uns. Er kann daher seinen Leuten keine Befehle ertheilen; sie können keine von ihm einholen.

— Und ich sollte, rief die Dame, mit ihm in demselben Wagen fahren?

— Mit ihm. Womöglich unmittelbar an seiner Seite oder ihm gerade gegenüber?

— O, mein Gott!

— Ich werde an seiner andern Seite sitzen. Mein Freund hinter ihm. So kann er sich nicht rühren. So sind Sie in voller Sicherheit.

— O, mein Gott, mein Gott, das wird die furchtbarste Nacht meines Lebens werden.

— Die furchtbarste?

Eine entsetzliche Erinnerung schien die Kranke zu ergreifen.

— Bereiten Sie sich jetzt zur baldigen Abreise vor, sagte Bommel. Ich werde Sie abholen, wenn es Zeit ist. Geben Sie unterdeß keiner Furcht, keiner Angst Raum.

Er ging. Er war sehr vergnügt.

— Die Einleitung glückte vortrefflich. Auch das Weitere muß gelingen. Ich soll heute Glück haben, und an Prädestina=

tion glaube ich ja. So wären sie beide untergebracht. Auch die Andere fährt mit uns in dem Postwagen. Die ist am Ende in noch schlimmerer Lage. Die Kinder will ihr der Mensch nehmen. Der Herr Graf! Aber er mag kommen. Für die läßt der Max sich zehnmal todtschlagen, und der Bursche hat auch Glück, viel Glück. Er hat nur den Einen Lungenfuchser bekommen, und den hatte er von mir. — Aber der Max? Teufel, was fällt mir da ein?

Es mußte ihm etwas einfallen, was ihn sehr aufregte. Er ging mit großen Schritten auf der Treppenterrasse umher, gesticulirte lebhaft mit den Händen, und rief in einem fort: Teufel, Teufel! in sich hinein.

Das dauerte so lange, bis ein anderer Gegenstand ihn noch lebhafter in Anspruch nahm.

Aus einer Remise des Posthofes fuhr ein eleganter Reisewagen, mit zwei feurigen kräftigen Braunen bespannt, neben dem Posthause vor.

Gleich hinter ihm her führte ein Reitknecht zwei Pferde herbei.

Hinter dem Reitknecht kamen aus der Remise zwei Herren. Es waren die beiden Edelleute, von denen der eine ein Baron Hambach, der andere ein Graf war, dessen Namen Bommel nicht kannte.

Die beiden Herren sprachen mit einander. Dann schwang der Baron sich auf eines der Reitpferde, und der Reitknecht auf das andere, und Herr und Bedienter sprengten im Galopp davon, zuerst in die Landstraße hinein, dann aber aus dieser in einen Seitenweg, in welchem sie bald zwischen den Fichten der Haide verschwanden.

Der Graf sah ihnen nach, bis sie verschwunden waren. Dann gab er dem Kutscher der nicht weit von ihm haltenden Reise-Equipage einen Wink.

Der Kutscher fuhr vollends vor dem Posthause vor.

Der Graf kehrte in das Innere des Hofes zurück, und wurde unsichtbar.

— Teufel, sprach Bommel wieder zu sich selber, was ist denn da los? Was haben die beiden vor? Wer will in diesem Wagen abfahren? Der Graf selbst? Er sah noch gar nicht reisemäßig aus; und warum konnte er nicht gleich dort einsteigen? Und alle Wetter, was fängt denn da der Kutscher an? Alle Teufel, ich muß wissen, was das bedeutet.

Der Kutscher des Reisewagens hatte bisher in seiner Livre auf dem Bocke gesessen. Auf einmal nahm er einen Postillonsmantel hervor, den er sich umhing, so daß er nun wie ein Postillon aussah, und die Equipage für eine Extrapost gelten konnte.

Bommel wollte in das Posthaus stürzen. In der Thüre kam ihm der Postmeister entgegen.

— Ah, ah, schon fertig, schmunzelte er vergnügt, als er den vorgefahrenen Reisewagen sah. Er wollte eilig in das Haus zurückkehren, ohne Zweifel, um den zu rufen, der mit dem Wagen abfahren wollte.

Bommel hielt ihn auf.

— Herr, wer fährt in dem Wagen ab?

— Die eine Dame, Sie wissen ja den Namen.

— Die Gräfin Kappler?

— Dieselbe.

— Mit ihren Kindern?

— Gewiß. Sie wird sie doch nicht hier allein zurücklassen.

— Aber die Dame war ja schon zum Postwagen eingeschrieben.

— Ja, ja, mein Herr. Aber —

— Nun? Aber?

— Wenn Sie mich nicht verrathen wollen — die Amtsverschwiegenheit hat damit nichts zu schaffen. — Der Baron Hambach, als er hörte —

— Dem Baron Hambach gehört der Wagen mit den Pferden?

— Ja. Als der Herr Baron hörte, daß eine Dame in der unangenehmen Lage sei, mit ihren Kindern den Postwagen besteigen zu müssen, erbot er sich auf der Stelle, ihr bis zur

nächsten Station seine Equipage zu überlassen. Ich solle der Dame nur nicht seinen Namen nennen.

— Zum Teufel, ein galanter Baron.

— Unser Adel zeichnet sich durch Galanterie gegen die Damen aus.

— Hole ihn — Aber warum trägt der Kutscher den Postillonsmantel?

— Weil der Wagen wirklich als Extrapost fährt.

— Ich meinte hochadelige Pferde dürften solche triviale Dienste nicht leisten?

— Wenn sie sich freiwillig dazu erbieten, nämlich die Herren, warum nicht?

— Herr Postmeister, sehen Sie mir einmal in die Augen.

— Haben Sie Schmerzen darin?

— Sie sind ein braver Kerl, Sie —

— Kerl? Herr, vergessen Sie sich nicht. Ich bin königlich preußischer Postmeister, und —

— Und der liebe Gott wird Sie einst zu seinem Reichspostmeister machen, was, nebenbei bemerkt, mehr ist, als der General-Postmeister in Berlin. Sie können mir ehrlich in die Augen sehen, und ich weiß jetzt genug. Sie waren auf dem Wege, die Dame, die Frau Gräfin Kappler, so heißt sie wol —

— So ist sie eingeschrieben.

— Zu benachrichtigen, daß der Wagen für sie fertig sei. War es nicht so? —

— So war es.

— Ueberlassen Sie mir das.

— Ihnen?

— Es kann Ihnen einerlei sein, und mir erzeigen Sie einen Gefallen.

— Wenn Sie denn wollen. Aber es wäre mir lieb, wenn die Dame bald abführe. Die Pferde müssen noch heute Abend zurück sein.

Die Dame, welcher Bommel den Auftrag des Postmeisters

ausrichten wollte, logirte ebenfalls in der oberen Etage des Posthauses.

Bommel stieg die Treppe zu ihr hinauf. Und ohne Selbstgespräch, wenn er kein Zweigespräch hatte, konnte er einmal nicht leben.

— Diese Spitzbuben! Gut überlegt. Und so einfach. Und doch das Ei des Columbus. Aber an den Bommel hattet ihr nicht gedacht. Eigentlich sollte ich den Max schicken. Der Bursche wird wüthend werden. Aber Eile thut Noth, und er könnte die ganze Geschichte verderben. Und etwas neugierig bin ich auch, und die Verhältnisse scheinen verdammt complicirt zu sein.

Er war vor der Stube der Dame. Er klopfte an die Thüre.

Die ältere Begleiterin der Dame öffnete von innen die Thüre. Sie sah ihn verwundert an.

— Ich wünsche die Frau Gräfin zu sprechen, sagte Bommel. — Mit seinem ungenirten Wesen war er auch schon an der noch mehr verwunderten Frau vorbei in die Stube getreten.

Die Gräfin war reisefertig. Ebenso ihre Kinder. Sie schien nur noch auf die Nachricht, die Bommel ihr bringen sollte, zu warten, um die Stube zu verlassen, und sich zu dem Wagen zu begeben.

Auch sie sah Bommel mit einiger Ueberraschung an. Bommel schritt auf sie zu.

— Gnädige Frau, ich komme im Auftrage des Postmeisters, Sie zu benachrichtigen, daß die Extrapost für Sie fertig ist.

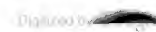
— Ich danke Ihnen, mein Herr.

— Gnädige Frau, darf ich, bevor Sie dieses Zimmer verlassen, mir eine Frage an Sie erlauben?

— Was wünschen Sie?

Die Dame sah ihn halb neugierig, halb mißtrauisch an. Der Freund des Jünglings stand vor ihr, den sie mit einer so sonderbaren Theilnahme hatte betrachten müssen, der aber auch ihr eine so eigenthümlich warme Theilnahme gewidmet hatte.

— Sie hatten, fuhr Bommel fort, sich für die Fahrpost einschreiben lassen?



— Ja, mein Herr.

— Sie wollen jetzt mit Extrapost abreisen?

— Sie selbst bringen mir die Nachricht, daß der Wagen bereit steht.

— Darf ich fragen, was Sie zu diesem Entschlusse veranlaßt hat?

— Der Postmeister theilte mir vor einer Viertelstunde mit, daß ein Gutsbesitzer der Nachbarschaft, der zufällig mit seiner Equipage hier sei, mir diese anbieten lasse, um mich und meine Kinder der Unannehmlichkeit des Reisens in der Fahrpost, zumal während der Nacht, zu überheben.

— Den Namen des Gutsbesitzers hat er Ihnen nicht genannt?

— Nein.

— Kennen Sie einen Baron Hambach?

— Nein.

— Er ist jener Gutsbesitzer.

— Mein Herr, ich bitte Sie, dem Herrn Baron meinen besten Dank —

— Gnädige Frau, der Baron ist oder war vielmehr in Gesellschaft eines Freundes hier. Er selbst ist soeben fortgeritten, der Freund ist zurückgeblieben, und dieser Freund — vielleicht kennen Sie ihn. Es ist ein großer Mann, mit einem aristokratischen Gesichte, von militärischer Haltung; der Postmeister nannte ihn Graf. — Ah, alle Wetter, wie war ich leichtsinnig, ich habe vergessen, ihn nach dem Namen des Grafen zu fragen. Hat er ihn vielleicht Ihnen genannt?

Das blasse Gesicht der Dame war auf einmal von einer Todtenblässe überzogen. Ihr ganzer Körper zitterte.

— Ah, er hat Ihnen den Namen nicht genannt, sagte Bommel.

— Nein, mein Herr.

— Aber Sie kennen den Grafen doch. Sie ahnen wenigstens?

— Gewiß, gewiß.

— Auch ich hatte eine Ahnung in Betreff seiner, und ich glaube, wir irren uns Beide nicht.

— Ist der Graf noch hier? fragte die Dame.

— Er ist noch hier.

Die Dame schwankte einen Augenblick. Dann wollte sie schnell, eilig das Zimmer verlassen.

Bommel hielt sie zurück.

— Gnädige Frau, bevor Sie gehen, gestatten Sie mir noch ein paar Worte. Ich bitte in Ihrem Interesse darum.

— Reden Sie, mein Herr, aber schnell.

— Sie sind in einer Lage, in der Sie dringend fremder Hilfe bedürfen.

— Ich, mein Herr?

— Sie sind die Frau Gräfin Kappler?

— Sie kennen meinen Namen, meine Verhältnisse?

— Jenen nur aus der Postkarte, von den letzteren nichts. Ich habe also den Namen richtig gelesen?

— Ja, mein Herr.

— Gnädige Frau, Sie haben jenen Grafen, den Begleiter des Baron Hambach, zu fürchten.

— O, wie sehr! Und dennoch —

Das war wol die Erwiderung des schmerzlichen Blickes der Dame. Ihre Lippen sprachen nichts.

— Gnädige Frau, fuhr Bommel fort, jener Graf hatte vor etwa einer halben Stunde eine belauschte Unterredung mit dem Baron Hambach, worin er diesen bat, ihm behilflich zu sein, sich Ihrer beiden Kinder zu bemächtigen.

Die Worte waren ein Donnerschlag für die Dame.

— Meine Kinder, meine Kinder! rief sie. Wäre es denn möglich? Hätte ich daran denken können?

Sie streckte die Arme nach ihren Kindern aus. Sie wollte auf sie zustürzen. Aber die Knie brachen ihr zusammen. Sie drohte umzusinken.

Bommel faßte sie auf. Die ältere Frau sprang herbei, nahm sie in ihre Arme, und führte sie zu einem Stuhl.

Sie schien einer Ohnmacht nahe zu sein. Nur die Mutterliebe mochte wol ihre Kräfte stärken, daß sie dem Schlage nicht erlag.

— Reden Sie, mein Herr! sagte sie. Theilen Sie mir alles mit.

— Ich habe ihnen bereits alles mitgetheilt. Mehr ist von jener Unterredung nicht vernommen worden. Der Baron Hambach hat Ihnen darauf seinen Wagen anbieten lassen. Er ist sodann von hier fortgeritten. Der Graf, sein Freund, ist zurückgeblieben. Nur Sie selbst, gnädige Frau, können danach weiter Ihre Lage bemessen. Aber Eine Bemerkung darf ich mir noch erlauben. Was Sie auch zu befürchten haben mögen, Sie finden an mir und an meinem jungen Freunde eine Hilfe, die keine Gefahr für Sie scheut.

Die Gräfin versank in ein tiefes unruhiges Nachdenken. Sie war offenbar in einer Lage, in welcher sie dringend fremder Hilfe bedurfte. Es wurde ihr die Hilfe zweier wildfremder Menschen angeboten, die sie eine Stunde vorher zum erstenmal gesehen hatte, von denen sie nichts wußte, als daß der eine in ihrer Gegenwart einen hitzigen trotzigen Muth gezeigt hatte, der schützen, der durch seine Hitze und seinen Trotz aber auch Vieles verderben konnte.

Sie entschloß sich dennoch. Sie war Mutter. Ihre Kinder waren in Gefahr.

— Mein Herr, sagte sie, ich nehme Ihre und Ihres Freundes Hilfe an. Ich bin in einer peinlichen Lage, in einer Gefahr, die um so schrecklicher ist, je weniger ich an sie gedacht hatte. Zum Vertrauten meiner Verhältnisse kann ich Sie nicht machen. Desto unbedingter werde ich Ihnen und Ihrem Freunde vertrauen. Geben Sie mir Ihren Rath.

— Gnädige Frau, erwiderte Bommel, der Plan der beiden Herren scheint mir klar vorzuliegen. In dem Wagen des Barons will man Sie in eine Gegend führen, wo man Ihnen und Ihrer Begleiterin, ohne daß Sie nur einen irgend wirksamen Widerstand leisten können, die Kinder nehmen wird. Es liegen nur zwei Wege

vor, dem zu entgehen. Der erste wäre der, daß mein Freund und ich Sie begleiten. Wir sind bewaffnet, wir würden Sie auf das äußerste vertheidigen.

Die Gräfin unterbrach ihn lebhaft.

— Keine Gewalt, mein Herr, er könnte dabei sein. Keine Gewalt, wenn sie nicht unumgänglich nöthig ist. Nennen Sie den zweiten Weg.

— Der zweite ist weniger gefährlich, aber desto beschwerlicher für Sie.

— Nennen Sie ihn.

— Sie kommen einfach auf ihren früheren Entschluß zurück, mit der Fahrpost zu reisen. Auf diese wird man keinen Angriff wagen.

— Ich reise mit der Fahrpost.

— Ach, gnädige Frau, rief Bommel erfreut, Sie nehmen mir da einen schweren Stein vom Herzen. Nicht, weil ich einen Kampf für mich oder meinen jungen Freund gescheut hätte. Aber auch noch jemand Anderer war meiner Hilfe bedürftig, und ich war in einer verdammten Verlegenheit. Nehmen Sie mir nur meine Rohheit nicht übel, gnädige Frau. Sie ist nun einmal meine Manier, und ich will mir Mühe geben, mich zu bessern. — Aber nun habe ich eine Bitte an Sie, eigentlich zwei.

— Sprechen Sie sie aus, mein Herr.

— Die erste ist, daß ich irgend einen Vorwand für den Aufschub Ihrer Abreise erfinden darf, und zwar so, daß man da unten meint, Sie wollten doch noch in dem Wagen des Barons fahren. Wir sind so augenscheinlich desto sicherer.

— Wird mir Platz im Postwagen bleiben? warf die Dame ein.

— Dafür lassen Sie mich sorgen.

— So bin ich einverstanden.

— Ah, Teufel, das wird eine doppelte Ueberraschung werden. Zwei leere Extrapostwagen auf einmal!

— Wie so, mein Herr?

— Ah, gnädige Frau, das bringt mich auf meine zweite

Bitte. Eine sehr unglückliche Dame befindet sich vielleicht in einer ebenso gefährlichen Lage, wie Sie. Sie ist zudem krank. Darf ich sie Ihnen zuführen?

— Wo ist die Dame?

— Hier.

— Sie will gleichfalls weiter reisen?

— Mit derselben Fahrpost. Auch sie hatte schon Extrapost. Auch sie hat diese auf meinen Rath aufgegeben.

— Wer ist die Dame?

— Ich kenne sie nicht.

Einen Augenblick sah doch die Gräfin mit einigem Bedenken den Mann an, der so angelegentlich zwei ihm völlig fremde Damen überredete, statt in bequemer Extrapost, in einem alten harten, stoßenden Postwagen zu fahren. Aber ein besseres Gefühl überwog in ihr.

— Führen Sie die Dame zu mir.

— Ich bin im Augenblick mit ihr hier.

Bommel eilte fort.

Die kranke Dame, Madame Ebler, wie sie auf der Post eingeschrieben stand, logirte an demselben Flur, an welchem das Zimmer der Gräfin lag.

Bommel ging in die Stube. Sie war zur Abreise fertig. Sie hatte sich sichtlich erholt.

— Sie sind bereit, Madame?

— Wie Sie sehen.

— Der Wagen fährt noch nicht ab. Darf ich Sie aber unterdeß zu einer Dame führen, die mit uns reisen wird? Sie werden in ihrer Gesellschaft sich wohler fühlen.

Die Dame warf einen dankbaren Blick auf Bommel.

Er nahm ihren Arm und führte sie in das Zimmer der Gräfin. Da begab sich etwas sehr Unerwartetes, nicht blos für Bommel.

Die beiden Damen sahen einander an. Dann starrten sie einander an. Dann rief die eine zweifelhaft:

„Emma?“ Und die andere rief mit Gewißheit: „Josepha!“ „Emma!“ — „Josepha!“ wiederholten sich die Namen.

Und die beiden Damen lagen eine in der andern Armen, und sie weinten beide laut, bitter, schmerzlich.

— Alle Wetter, was ist denn das? Alle Teufel, was man doch nicht in der Welt erlebt! sagte Bommel. Aber er hatte keine Zeit mehr, sich zu verwundern.

Draußen vor der Thüre des Posthauses blies der Postillon. Er gab das erste Zeichen für die baldige Abfahrt des Postwagens, für das Fertigmachen zum Einsteigen. Und Bommel hatte vor der Abfahrt des Wagens noch viel zu besorgen. Er eilte aus dem Zimmer, die Treppe hinunter, zuerst in das Bureau des Postmeisters.

— Gelt, Herr Postmeister, ich bin lange geblieben?

— Das sind Sie, sagte der Postmeister etwas knurrig.

— Es war nicht meine Schuld. Die Frau Gräfin war ein wenig in Ohnmacht gefallen.

— Auch die?

— Ja. Es passiren hier heute viel Ohnmachten. In einigen Minuten wird die Dame übrigens kommen.

— Es ist hohe Zeit. Der Wagen muß, wie ich Ihnen schon sagte, heute noch zurück.

— Er wird; seien Sie unbesorgt. Sagen Sie mir, Herr Postmeister, der Weg von hier bis zur nächsten Station, geht wol durch nichts als Haideland?

— Haide und Fichten.

— Die Repräsentanten der Bildung hierzulande. Ich hatte es gedacht. Liegt kein Ort, Dorf oder Städtchen an dem Wege?

— Nein.

— Also eine völlig öde Landstraße! Wie weit haben wir bis zur nächsten Station?

— Drei Meilen.

— Und wie lange fährt die Post?

— Drei bis vier Stunden etwa.

— Auch wol länger?

— Wenn die Wege schlecht sind.

— Schöne Aussichten! Aber haben Sie Dank, Herr Postmeister.

Bommel ging in die Passagierstube.

Die Passagiere machten sich zur Abreise fertig. Auch Max Kappel. Auf ihn eilte Bommel zu.

— Hast Du alles in Ordnung?

— Ja.

— So laufe in den Posthof und bestelle, daß sofort, hörst Du, sofort die Extrapost für die Madame Ebler angespannt und vorgefahren werde.

— Was hast Du jetzt wieder?

— Frage nachher, neugieriger Bursche, jetzt laufe.

Max Kappel ging.

Bommel sah sich in der Stube weiter um. Sein Auge fand die beiden Referendarien. Sie standen, auf das fernere Zeichen zur Abfahrt wartend, beisammen. Bommel schritt auf sie zu, mit dem sicheren überlegenen Wesen des Examinators, Geheimraths Müller.

— Meine Herren, Sie können mir einen Gefallen erzeugen.

Die beiden Collegen sahen ihn mit der ganzen verhaltenen und verbissenen Wuth der Ungewißheit an, ob sie grob gegen ihn werden sollten oder unterthänig gegen ihn sein mußten. Der aus Naturell Grobe nahm das Wort.

— Worin könnten wir Ihnen gefällig sein?

— Zwei Damen von meiner Bekanntschaft haben sich soeben zufällig hier getroffen. Sie wünschen beisammen zu bleiben. Die eine fährt mit der ordinären Post weiter, die andere hatte schon Extrapost bestellt. Jene hat Kinder und eine Gesellschafterin bei sich. Das alles hat in der Extrapost keinen Platz. Sie wollen nun alle in der Fahrpost beisammen bleiben. Ich habe daher den Auftrag, Ihnen die Extrapost der Dame bis zur nächsten Station anzubieten. Sie ist bezahlt. Sie kostet Ihnen daher nichts mehr. Dagegen gewinnen wir, wenn Sie sich ihrer bedienen, desto mehr Platz im Postwagen.

Die beiden Referendarien sahen einander an.

— Warum sollten wir nicht? sprachen ihre Blicke. Der Vortheil ist in jeder Hinsicht auf unserer Seite.

— Wir wollen Ihnen den Gefallen erzeugen, sagte der aus Grundsatz Grobe.

— Ich danke Ihnen, meine Herren, erwiderte Bommel auch hier. Die Extrapost wird gleichzeitig mit dem Postwagen fertig sein. Wir gehen alsdann zusammen hin.

Der Postillon des Postwagens blies zum zweitenmale.

Max Kappel kehrte in die Stube zurück.

— Fertig? fragte ihn Bommel.

— Fertig. Könnte ich jetzt von Dir Auskunft erhalten?

— Jetzt? In einer Minute fährt der Wagen. Nur zwei Worte kann ich Dir noch sagen. Du wirst mit einer klapperdürren abgezehrten Person fahren.

— Meinetwegen.

— Aber auch noch mit einer andern leidenden trauernden Dame.

— Jene Extrapost wartet ja auf sie.

— Ah, Du hast Dich unterdeß erkundigt. — Sie wird mit uns fahren, sage ich Dir; freilich vorausgesetzt, daß Du Dich für sie willst todtschlagen lassen.

— Was schwätzest Du wieder?

— Höre einmal, Bursche. Zuerst ist jene Klapperdürre — sie ist nur eine Madame — in Gefahr vor dem Räuberhauptmann.

— Wirklich?

— Nun ja.

— Wir stehen ihr bei, Bommel.

— Zweifle ich daran? Sodann ist die Andere, sie ist eine gnädige Frau, Bursche, Du hattest den Instinct Deiner Race. Sie ist sogar eine Gräfin, nur weiß ich ihren Namen nicht.

— Sie ist ebenfalls in Gefahr?

— Ebenfalls. Man will ihr ihre Kinder rauben. Rauben auf diesem gesetzlichen Boden. Freilich der Räuber ist jener Graf —

— Bommel, willst Du jetzt auch mir etwas aufbinden?

— Aber zum Teufel, nein, Bursche. Ich spreche in vollem Ernst, und fordere Dich sogar feierlich auf, Dein Leben für sie und ihre Kinder einzusetzen.

— Das werde ich.

— Ich bin überzeugt, noch bist Du nicht der Stiefvater.

— Aber Mensch, sprich, theile mir mit —

— Zum Mittheilen wäre es Zeit! Jetzt gilt es handeln. Voran beschließen.

— Sprich.

— Der Postwagen hat bekanntlich mehrere Abtheilungen. Bleiben wir beide beisammen, so wissen wir immer, was zu thun ist. Werden wir aber getrennt, so werde ich Dich bei den beiden Frauen lassen, die nicht getrennt werden dürfen, Du wirst dann ein wachsames Auge für sie haben, als wenn sie beide Deine Liebe wären. Versprichst Du das?

— Ich verspreche es.

— Kommt auch der Räuberhauptmann zu Dir, so wirst Du auf den Menschen ein so wachsames Auge haben, als wenn er der Tod Deiner Liebe wäre.

— Ich werde.

— Er ist aber in der That ein sehr gefährlicher Mensch. Freilich, desto weniger Umstände brauchst Du mit ihm zu machen, sobald er sich irgendwie verdächtig zeigen sollte. Deine Waffen sind doch in Ordnung?

— Immer.

— Gut. — Da bläst der Postillon zum dritten- und zum letztenmale. Wir müssen zum Wagen. Hole Du die Damen ab. Ich habe unterdeß noch etwas zu besorgen. Du findest sie beisammen in dem Zimmer der Gräfin, denn eine Gräfin ist sie. Ihr Zimmer kennst Du, wenigstens dem Fenster nach. Du wirst aber nicht sie, sondern die andere, die kranke Madame, führen. Einmal, weil diese eine Kranke ist, und zum andern, weil Du an dem Arme der Andern zittern würdest. Die Nerven gewöhnen

sich leicht an das Zittern, und Du bist ein junger Bursche, der seine Kraft nöthig hat.

Sie trennten sich.

Max Kappel stieg die Treppe hinauf, die Damen abzuholen. — Bommel verließ das Haus und ging zu dem Postwagen. Die anderen Reisenden gingen mit ihm, vor und hinter ihm.

Der Abend war hereingebrochen, es hatte begonnen zu dunkeln. Indessen leuchtete der Schnee, und das Zwielicht war desto heller.

Der Postwagen hielt nahe am Hause, nicht weit von der vor diesem befindlichen Treppe. Gleich hinter ihm hielt die Equipage des Barons Hambach als Extrapost für die Dame in Trauer, die Gräfin Kappler.

Die Extrapost für die kranke Dame, Madame Ebler, fuhr gerade aus dem Posthofe vor; sie stellte sich unmittelbar neben jener Equipage auf.

Der Postwagen war zur Abreise bereit. Der Postillon, der bereits dreimal die Reisenden herbeigeblasen hatte, saß wartend auf dem Sattelpferde. Der Schirrmeister stand ungeduldig am Wagenschlage.

Die Reisenden erschienen. „Einsteigen!" commandirte der Schirrmeister.

Der Wagen, in den die Reisenden einsteigen sollten, war ein langer, mit altem Leder bedeckter hölzerner Kasten. Er bestand aus drei Theilen, die jeder durch eine Holzwand völlig von einander getrennt waren. Der mittlere, der Hauptheil, hatte zwei einander gegenüber befindliche Bänke. Vorne und hinten befanden sich enge Löcher, die jedes nur eine Bank hatten, sich aber dadurch unterschieden, daß das vordere nach vorne offen, das hintere aber fest zu war, und nur nach der einen Seite eine Oeffnung zum Einsteigen hatte. In dem Mittelcoupé hatten sechs, in jedem der beiden anderen drei Personen Platz, in dem vorderen mit Einschluß des Schirrmeisters.

— Einsteigen! commandirte der Schirrmeister.

Als er es commandirte, war Max Kappel mit den Damen

noch nicht da. In dem Augenblick nachher erschienen sie aber auf der Treppe vor dem Hause. Der junge Mann führte die kranke Dame. Die Gräfin und ihre Tante folgten. Die Gräfin führte ihr ältestes Kind an der Hand, die ältere Frau trug das jüngste auf dem Arme.

Der Baron Wagener, den Bommel immer hartnäckiger für einen Räuberhauptman erklärte, stand zunächst am Schlage des Postwagens. Er war der älteste Reisende; er mußte zuerst einsteigen.

Er sah sich noch erwartungsvoll nach dem Posthause um. Als er die Madame Ebler erscheinen sah, drückte sein Gesicht Zufriedenheit aus. Als er sie aber am Arme des jungen Mannes und in noch weiterer Gesellschaft sah, loderte ein plötzlicher Zorn in ihm auf. Er schien sich jedoch wieder zu beruhigen, wie er sah oder zu sehen glaubte, daß Max Kappel die Dame nicht zu dem Postwagen, sondern zu der seitab hinter diesem haltenden Extrapost führte.

— Mein Herr, steigen Sie ein, wiederholte ungeduldiger der Schirrmeister seinen Befehl.

Der Baron Wagener stieg ein.

Nach ihm stieg die Dame mit dem munteren Gesichte und dem Tode im Blicke ein.

Darauf wollten Herr Fridolin Held und der Zähnebrecher einsteigen. Bommel hielt sie zurück.

— Meine Herren, Ein Wort.

— Was gibt es, werther Herr?

— Meine Herren, flüsterte Bommel ihnen in das Ohr, da drinnen wird es heute Nacht fürchterlich werden.

— In diesem Mittelcoupé?

— In diesem Mittelcoupé. Nicht eine Schlacht, ein Schlachten wird es sein.

— Herr des Himmels, sprechen Sie die Wahrheit?

— Ich habe die sichersten Nachrichten.

— Was fangen wir an?

— Haben Sie Vertrauen zu mir?

— Unbedingt.

— So bleiben Sie draußen mit mir in den Coupés.

— Wir verlassen Sie nicht.

— So werden Sie gerettet sein.

— Max! rief Bommel sodann. Max Kappel trat mit den Damen vor.

— Hilf den Damen einsteigen, Max.

Max Kappel wollte die Gräfin in das Innere des Wagens heben.

— Halt, commandirte der Schirrmeister, die Damen fahren mit Extrapost.

— Das war früher ihre Absicht, jetzt nicht mehr, sagte Bommel.

— Aber sie haben die Wagen nicht abbestellt.

— Was folgt daraus?

— Daß sie sie behalten müssen.

— Bezahlen, liebster Schirrmeister. Aber fahren können sie wie sie wollen und wie sie Platz finden, und Platz ist hier genug, zumal da jene beiden Herren, wie Sie sehen, schon im Begriffe sind, die eine Extrapost zu besteigen, welche die Dame ihnen zum Tausche überlassen hat.

Der Schirrmeister war verlegen geworden. Der Fall war ihm nagelneu.

Der Postmeister hatte in seinem Bureau den Streit gehört. Er kam herbei.

— Herr Postmeister, rief ihm Bommel entgegen, hier in Preußen gibt es keine Sklaverei?

— Unser vortreffliches Allgemeines Landrecht verbietet sie. Aber —

— Aber die Post, meinen Sie, habe ein Recht für Sklaverei.

— Auch das nicht. Aber —

— Dann hat der Mensch auch die persönliche Freiheit, nach seiner Wahl mit der Fahrpost oder mit der Extrapost zu fahren.

— Aber wenn er die Extrapost bestellt hat —

— So muß er sie bezahlen.

— Und die Fahrpost dazu, wenn er in dieser fahren will.

— Ah so! Ich komme sofort mit Ihnen in ihr Bureau, um zu bezahlen. Die Damen können unterdeß einsteigen?

— Gewiß, sagte der Postmeister, der so das Postinteresse doppelt wahrte.

— Also, meine Damen, einsteigen, wenn ich bitten darf.

Beinahe hätte Max Kappel die Gräfin auch zum zweitenmal nicht in den Wagen heben können.

Der kleine Zwischenfall hatte einen sonderbaren Eindruck auf den Baron Wagener gemacht.

Dieser Reisende hatte sich von niemand bemerkt geglaubt, und daher seinem Gesichte nicht den geringsten Zwang angethan, die Leidenschaften, die in seinem Innern wütheten, zu verbergen.

Diese mußten entsetzliche und von einer entsetzlichen Kraft und Gewalt sein.

Bommels Augen hatten zwar nicht jedes seine besondere Richtung wie die des Referendarius, dem die Grobheit mehr Naturell war; er sah gleichwol nach allen Seiten. Auch während er mit den beiden Postbeamten sprach, hatte er keine Secunde lang den Baron aus den Augen gelassen.

Er hatte den Ausdruck jener Leidenschaften beobachtet, und er hatte trotz der schon begonnenen Dunkelheit scharf beobachtet: den ununterbrochenen raschen Wechsel der Farbe in jenem Gesichte, das Zittern und Zucken der Lippen, das Funkeln der Augen, die Spannung über den Ausgang des Streites, die Wuth, die Wuth der Vernichtung über dessen Ende.

Als dieses Ende da war, wollte der wüthende Mann aus dem Wagen springen.

Bommel sah auch das.

— Also eingestiegen! rief er schnell.

Er stellte sich unmittelbar an den Wagenschlag. Er sah den Baron höhnisch aber entschlossen an. Er hob die Arme empor, um ihn, wenn er aus dem Wagen heraus wolle, mit Gewalt in diesen zurückzuwerfen.

Der Baron sah das. Er sah noch mehr, an der Seite Bommels die kranke Dame.

Hatte sie ihn schon gesehen? Kannte sie seine Anwesenheit? Er wußte es nicht. Er durfte es nicht darauf ankommen lassen sich ihr zu verrathen.

Das zeigten seine Blicke.

Er flog rasch in das Innere des Wagens zurück. Er drückte sich in eine Ecke, zähneknirschend vielleicht. Aber es war dort finster, er konnte nicht erkannt werden.

Ein zweites, mehr enttäuschtes als wüthendes Gesicht sah in diesem Augenblicke Niemand. Bommel sollte es später gleichfalls sehen.

Max Kappel hob die Gräfin in den Wagen, Bommel die zitternde Madame Ebler. Beide halfen dann der älteren Frau mit den Kindern einsteigen. Darauf wendete Bommel sich an den Zähnebrecher:

— Sie mein Herr, steigen dort vorne beim Schirrmeister ein.

Der Zähnebrecher gehorchte.

— Und Sie, Herr Fridolin Held, sprach Bommel weiter zu dem Handlungsreisenden, kommen mit mir in das Hintercoupé.

— Ah, werther Herr, ich bin Ihnen dankbar, sagte Herr Fridolin Held, und auch er gehorchte.

— Und nun, Schirrmeisterchen, lassen Sie nur langsam vorfahren. Ich hole Sie schon ein. Sie wissen, ich muß noch mit dem Postmeister rechnen.

Auch der Schirrmeister gehorchte ihm, und der schwere Postwagen fuhr langsam ab.

— Nun das Letzte! sagte Bommel. Er ging zu den beiden Referendarien, die noch wartend *neben* der Extrapost standen. Aber indem er ging, flogen seine *Augen* zu dem Wagen des Barons Hambach hinüber, bei dem niemand stand.

In demselben Augenblicke kam jedoch aus dem Innern des Posthofes der Graf, der Begleiter des Barons Hambach, zum Vorschein. Er sah dem abfahrenden Postwagen nach, noch immer mit dem Ausdruck einer großen Enttäuschung. Doch gesellte sich

zu dieser schon Zorn. Der Zorn schien ihm nur freilich keinen Rath zuzuführen.

Bommel ging mit leisem Spotte im Gesichte an ihm vorüber, zu den Referendarien.

— Welchen von ihnen nehme ich zuerst? fragte er sich. Ah, den Grundsätzlichen. Er wird sich über den Vorzug am meisten geschmeichelt fühlen, und also am wüthendsten werden.

Er ging auf den Dürren mit der langen Nase zu.

— Mein Herr, Ein Wort.

Der Dürre ging mit ihm auf die Seite.

— Wissen Sie, mit wem Sie da reisen?

— Mit einem Collegen.

— Kennen Sie seinen Namen?

— Er hat ihn mir nicht genannt.

— Sehen Sie, der Mensch ist kein Referendarius.

— Sondern?

— Ein Abschreiber, ein Copist, der renommiren und Sie zum Besten halten will.

Der dürre Referendarius, der im Begriffe stand, das dritte Examen zu machen, wurde wüthend.

— Was? rief er. Ein Subaltern-Beamter? Nein, nicht einmal soviel, ein einfältiger Unterbeamter? Welche Frechheit!

— Es ist so, verlassen Sie sich darauf. Zum Beweise fragen Sie ihn einmal nach seinem Namen.

— Wie so?

— Er kennt Sie; auch Ihren Namen. Sie sind der Herr Referendarius Pfützentreter?

— So ist mein Name.

— Nun fragen Sie ihn nach dem seinigen. Um Sie zu verhöhnen, wird er sich Gossenreuter nennen.

— Himmeldonnerwetter, der Kerl soll ja —

— Ruhig, mein Freund. Machen Sie um Gotteswillen hier keinen Spektakel.

— Ich werde auf der Stelle —

— Sie würden sich auf der Stelle eine höllische Tracht

Prügel zuziehen. Aber unterwegs, wenn Sie mit ihm allein sind dann können Sie seine Unverschämtheit züchtigen.

— Wenn ich mit ihm allein bin?

— Er ist allerdings ein Coloß. Aber bringen Sie vorher den Postillon auf Ihre Seite.

— Der subalterne Mensch würde es hören.

— Ich werde ihn unter irgend einem Vorwande zu mir rufen. Nachher auch noch den Postillon.

Der Dürre ging zu dem Wagen zurück. Bommel rief den Dicken zu sich.

— Mein Herr, darf ich Sie um ein paar Worte bitten?

— Was wünschen Sie?

— Ich hatte einen Verdacht, der sich mir soeben bestätigt hat.

— Welchen Verdacht?

— Sie glauben mit einem Referendarius zu reisen, der, wie Sie, sein drittes Examen machen wolle?

— So ist es, mein Herr.

— So ist es nicht, Herr Referendarius. Jener Mensch ...ältiger Unterbeamter, ein Copist, ein Abschreiber, ein ...nmist, der Sie kennt und zum Besten halten will.

... Herr, Sie wollen mich wol zum Besten halten?

— Lieber Herr, fragen Sie ihn einmal nach seinem Namen, und Sie werden sich überzeugen, daß ich Recht habe.

— Durch seinen Namen?

— In Verhöhnung Ihres Namens. Sie heißen doch Gossenreuter?

— So heiße ich.

— Sehen Sie? Er wird sich Ihnen Pfützentreter nennen.

— Ei, dem Kerl sollen ja Millionen Donnerwetter auf den Kopf fahren.

— Versteht sich. Aber erst unterwegs, wenn Sie mit ihm und dem Postillon allein und ohne Zeugen sind. Sie wissen, ...en sind bei solchen Gelegenheiten gefährlich.

— ... wol. Aber wenn der Postillon ihm beistände?

— Dafür lassen Sie mich sorgen. Ich werde mit ihm sprechen. Steigen Sie jetzt ein.

— Schwager! rief Bommel den Postillon heran.

— Was befehlen der Herr?

— Hier hast Du einen Gulden. Wenn die beiden Herren sich unterwegs prügeln, so stehst Du keinem bei. Verstanden?

— Sehr wohl, Herr. Ich bedanke mich.

— Noch eins. Fahre nicht zu geschwinde. Halte Dich möglichst in der Nähe der Fahrpost.

— Sehr wohl, Herr; aber wenn sie voraus wollen?

— So sagst Du ihnen, es seien Räuber in der Gegend.

— Sehr wohl, Herr; aber —

— Was aber?

— Es sollen wirklich Räuber in der Gegend sein.

— Desto besser.

— Desto besser?

— Für Dich. Jene werden dann umsoweniger voraus wollen, und Du bist desto sicherer.

— Aber man soll den Teufel nicht a[illegible] die [illegible] [illegible]alen. Herr.

— Meinetwegen male ihn nicht, und [illegible] weit Du willst, damit Du ihnen, den Räubern, [illegible] in die Hände fällst. Adieu.

— Ich werde mich schon hüten, rief ihm der Postillon [illegible] nach.

— Ich glaube es, lachte Bommel für sich.

Die beiden Referendarien waren unterdeß eingestiegen. Der Postillon fuhr ab.

Bommel ging in das Bureau des Postmeisters.

Das Postgeld für die Damen, Herr Postmeister.

Der Beamte nannte den Betrag. Bommel zahlte ihn.

— Herr Postmeister, fragte er dann, wie heißt doch der Begleiter des Baron Hambach? Sie nannten ihn Graf.

Aber der Postmeister war ärgerlich. Er war so vielfach aus seiner Ordnung herausgekommen, so manches war ihm gar [illegible]

gegangen. An dem meisten trug gerade Bommel Schuld. Dieser hatte ihm zudem schon einmal ein Geheimniß, gar ein Amtsgeheimniß, hinterlistigerweise entlockt.

— Den Namen erfahren Sie nicht, antwortete er kurz und grob.

— Sie wollen mir ihn nicht nennen?

— Unter keinen Umständen.

— So sehe ich doch, daß auch der bravste Postmeister ein grober Kerl ist.

— Was Herr? Sie unterstehen sich —

— Adieu, Herr Postmeister.

— Sie haben mein Amt beleidigt. Ich werde Sie dem Gerichte anzeigen. Doch nein, ich verzeihe Ihnen, weil Sie zu unserem König wollen. Nehmen Sie sich nur vor den französischen Chasseurs in Acht.

— Sie sind doch ein alter braver Bursche, sagte Bommel. Er ging dem Postwagen nach. Er holte ihn bald ein. Er setzte sich zu dem Herrn Fridolin Held in das Hintercoupé. Der Wagen fuhr [illegible]

[illegible] öde Haide und in die schnell dunkler gewor- Strohre[illegible] die Stille von Haide und Nacht hinein.

[illegible] in dem Postwagen saß, mochte die Stille [illegible] genug [illegible]kommen.

[illegible] Bommel schien es etwas schwer auf dem Herzen zu liegen.

Er saß sehr still und nachdenklich in dem engen Coupé, aus dem man nur nach einer Seite hinaussehen konnte; nebenbei bemerkt, nach der, an welcher Bommel saß.

Nur ein schwerer Seufzer, der sich dann und wann aus [illegible] Brust drängte, verrieth seinem neben ihm sitzenden Ge[illegible] seine Anwesenheit.

Dem Herrn Fridolin Held schien diese Stille unheimlich zu sein. [illegible]r mußte sie unterbrechen.

[illegible] Sie sprachen von einer Schlacht, werther Herr. Fürch[illegible] wirklich? Noch diese Nacht?

Den leichten und heiteren Sinn Bommels konnten auch die schwersten Sorgen nicht auf lange Zeit unterdrücken.

— Von einer Schlacht hätte ich gesprochen, Herr Held?

— Ich meine.

— Nein, von einem Schlachten sprach ich. Und ein Schlachten wird es sein.

— Heute Nacht?

— Heute Nacht. Und dabei muß ich Ihnen Eines sagen. Wenn mein Freund da drinnen — Sie haben ihn doch gesehen, den jungen Menschen?

— Sie nannten ihn Max.

— Richtig. Sehen Sie, wenn der sich nun da drinnen den Tod holt, so drehe ich Ihnen den Hals um.

Herr Fridolin Held erschrak.

— Aber mein Gott, ich thue ihm ja nichts, und habe ihm auch nichts gethan.

— Um Ihretwillen sitzt er dort im Innern, weil Sie sich fürchteten.

— Aber Sie selbst, werther Herr, wünschten doch, befahlen mir gleichsam, hier zu Ihnen einzusteigen.

— Gleichviel. Ich liebe den Menschen nun einmal, und passirt ihm ein Unglück, so muß meine Wuth ein Opfer für ihn haben, und wie gesagt, das sind Sie.

— Aber werther Herr Bommel —

— Nichts da. Wissen Sie, was ein Lungenfuchser ist?

— Ich kenne den Artikel nicht.

— Ein Lungenfuchser, Herr Held, ist ein Stich, nämlich ein Degenstich, der zwar nicht in das Herz, aber dicht neben dem Herzen mitten in die Lunge des Menschen hineingeht.

Herr Fridolin Held faßte entsetzt nach Herz und Brust.

— Herr, einen solchen Stich, wollen Sie mir doch nicht appliciren?

— Ihnen? Nein, Sie erdrossele ich.

— Ich bitte sehr —

— Ich wollte Ihnen nur begreiflich machen, wie ich den jungen Menschen da so närrisch liebgewonnen habe.

— Wie, Sie —?

— Er trägt einen solchen Stich von mir in der Brust.

— Und er lebt noch?

— Wie Sie sehen. Seit einem Vierteljahre.

— Es ist schrecklich.

— Was wollen Sie?

— Und von Ihnen hat er den Stich?

— Das war der Freundschaftsdienst, der ihn und mich an einander fesselte.

Herr Fridolin Held rückte von seinem Gefährten zurück.

— Sie suchen wol meine Freundschaft nicht, Herr Held?

— Verzeihen Sie mir, werthester Herr —

— Sie ist Ihnen wol etwas gefährlich?

— Hm, hm!

— Nehmen Sie sich in Acht, meine Feindschaft ist noch gefährlicher.

— Aber ich —

— Und nicht warm und nicht kalt hasse ich erst recht.

Herr Fridolin Held konnte nur noch mit einem schweren Stöhnen antworten. Freundschaft und Feindschaft und keines von beiden, alles sollte ihm den Tod bringen, das eine jedesmal noch sicherer als das andere.

Auch Bommel schwieg eine Weile. Er sah zum Wagen hinaus in den dunklen Abend, auf die Landstraße, in die Haide und die Fichten. Der Schnee beleuchtete hin und wieder Einzelnes, freilich trübe und unbestimmt genug.

Nach einiger Zeit mußte Bommel aber wieder sprechen.

— Herr Fridolin Held, warum bewundern Sie nicht mit mir diese schöne Winterlandschaft?

— Es ist ja stockdunkel, werther Herr.

— Was man bewundert, ist einem immer dunkel, Herr Held.

Der Herr Held begriff das wol nicht. Umsoweniger wagte er zu sprechen.

Aber etwas anderes mußte er doch sagen.

— Aber schön finden Sie diese Gegend, werther Herr?

— Warum nicht, Herr Held? Denn was ist eine schöne Gegend? In einem Gesichte gehört dazu Stirne, Nase, Mund, ein Paar Augen, eine leidliche Farbe, etwas Haar herum. In einer Landschaft Erde, Luft, etwas Wasser, ein paar Bäume. Sind Sie einverstanden?

— Aber das alles muß harmonisch sein, sagte Herr Held.

— Und was ist Harmonie?

— Harmonie? rief der handlungsreisende Jüngling mit der feuerrothen Halsbinde und dem duftenden Toupé. Harmonie ist das edelste Uebereinstimmen und Verschmelzen des Schönen, und die erhabenste Harmonie der Seelen.

— Die erhabenste Lächerlichkeit ist sie, Herr Held. Denken Sie nur an die Harmonie zweier Räuberseelen. Doch auf die Räuber kommen wir nachher, oder vielmehr sie kommen auf uns —

— Glauben Sie es noch immer, werther Herr?

— Gewiß. Und darum lassen Sie uns vor unserem seligen Ende noch recht diese schöne Erde genießen. Dazu gehört nun aber für mich, der ich ein Dutzend Semester hindurch so viele deutsche Professoren gehört habe, nothwendig, daß ich vorher den Begriff des Schönen feststelle. Sie wollen das rechte Schöne nur in einem harmonischen Verschmelzen finden?

— Nur darin, werther Herr.

— Sie sind vom Rhein, Herr Held?

— Ihnen zu dienen.

— Vielleicht gar aus dem Rheingau?

— Aus Mainz, Ihnen zu dienen.

— Vortrefflich. Sie haben dort schöne Berge, reizende Thäler, den herrlichen Strom, über dem allen den klarsten blauen Himmel.

— Ja, so ist es in meiner schönen Heimat.

— Nun, lassen Sie einmal das alles, Berg und Thal, Strom und Himmel, in einander sich verschmelzen und verschwimmen. Was haben Sie dann? Die Sudelei eines Stubenan-

streichers. Aber ich will Ihnen sagen, was schön ist, lieber Herr Held. Schön ist, was uns das Herz angreift und die Phantasie erregt. Und dabei kommt es denn zunächst auf das Herz an. Ich habe zum Beispiel ein etwas närrisches Herz, und kann allerlei schön finden. Wenn ich in frischem, fröhlichem Sonnenschein Ihren herrlichen Rhein hinunterfahre, im stillen Nachen, auf blauer Welle, zwischen den hohen Bergen und starrenden Felsen, vorüber an verschwiegenen Thälern und leise summenden Wiesen, an hellen Städten und verwitterten Schlössern, an versunkenen Klöstern und lachenden Landhäusern, ah, Herr Held, wie schön ist das alles, und doch ist das alles nichts als Contrast, und es ist für keinen Kreuzer Harmonie darin.

„Aber Herr, schön ist es für mich auch, wenn ich am kühlen Abend, der auf den heißen Sommertag folgt, aus schattigem Laubwalde in eine weite unendliche Haide hineintrete, in so eine echte westfälische Haide, die keinen Baum und keinen Strauch hat, die nichts, so weit das Auge reicht, nichts hat, als eben das graue Haidekraut, und so weit das Ohr reicht, keinen Laut und keinen Ton; und wenn ich dann tiefer in diese stille, leere, unendliche Haide hineinschreite, und hinten am Rande des Horizonts langsam der Mond heraufkommt, und mein Fuß nur in die überwachsene einsame Spur eines Wagenrades tritt, das vor Jahren einmal hier vorbeifuhr, und plötzlich aus dem Geleise ein aufgescheuchter Vogel emporflattert, und ich mich niederbücke und in der Wagenspur sein frisches, noch warmes Nest finde, mit den bunt gesprenkelten Eiern darin, und wenn der Vogel dann ängstlich um mich umherflattert, und in der Angst seines Herzens — solch ein Vogel hat auch ein Herz, Herr, so gut wie der Mensch, der sich einbildet, der liebe Gott habe es ihm nur allein gegeben — und in der Angst seines Herzens mir zuruft, ich solle ihm seine Eier nicht ausnehmen, und sein Nest nicht zertreten — er hat Recht mit seiner Angst, der arme Vogel, denn ich bin ja ein Mensch — und wenn ich dann weitergehe, und der Vogel still und heimlich und glücklich wieder zu seinem Nest zurückgekehrt ist, und es rund um mich her wieder still und heimlich wird, aber

dann auf einmal so sonderbar unheimlich, denn der Mond ist groß und dunkelroth ganz heraufgekommen, und so sieht er gerade hinter einem Galgen hervor — ein Galgen darf an einer ordentlichen deutschen Haide nicht fehlen — und zwischen mir und dem Monde hängt an dem einsamen, stillen, aber nicht heimlichen Balken eine alte, verrostete Kette, und plötzlich erhebt sich der Wind und die alte Kette schüttelt sich, und ein paar alte Knochen rasseln und klappern und schlagen gegen einander, lustig, aber schauerlich lustig, wie die Verdammten in der Hölle, und rufen mir zu: Tritt näher, Menschenkind, fürchte Dich nicht. Ihr seid zwar in eurer modernen philantropischen Bildung recht zart und sentimental geworden, und habt für die Armensünder ein läutendes Glöcklein und Staatsprocureure und die Zuziehung der Väter der Gemeinde und achtbaren Bürger erfunden; aber glaube mir, zu unserer Zeit, da wir gehenkt wurden, waren die Menschen doch menschlicher, denn solch ein Henken geht hübsch geschwind, mit einem Ruck ist es aus, und Schnickschnack machten sie gar nicht mit uns. —

— Ja, Herr Held, solchen Knochen haben auch Philosophie, und Erfahrung haben sie gewiß. Doch das erinnert mich wieder an die Räuber, und von den Räubern nachher. — Aber schön, lieber Herr Held, ist es auch hier auf dieser unübersehbaren Haide, in des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse; es kommt nur auf den Geschmack an. Sehen Sie diesen grauen Schnee, der den grauen Sand verbirgt, sehen Sie die grauen Fichten, und vor allem sehen Sie — Himmeldonnerwetter!

Herr Held fuhr bei dem plötzlichen Fluche in die Höhe, daß er mit dem Kopfe an die Decke des Wagens stieß.

— Wie Sie Einen erschrecken, werther Herr.

— Herr Held, es ist auch zu Erschrecken.

— Was denn, Herr?

— Hörten Sie nichts?

— Ich nichts. Aber Sie?

— Teufel, gewiß. Und etwas sehr Verdächtiges.

— Was war es, werther Herr?

— Herr Fridolin Held, lassen Sie uns unsere Lage überlegen. Aber vorher eine Bitte. Sie halten mir da meinen Arm so krampfhaft fest. Lassen Sie ihn los. Ich könnte mich nicht einmal wehren, wenn wir überfallen würden.

— Verzeihen Sie mir, werther Herr, Sie hatten mir so Angst gemacht.

— Ich? Aber zur Sache. Unsere Lage ist keine angenehme.

— Gott weiß es.

— Daß eine Räuberbande in dieser Gegend hauset, ist keinem Zweifel mehr unterworfen.

— Haben Sie davon gehört?

— Was hört man nicht alles? Und warum sollte es keine geben?

— Das sagen Sie im Ernst?

— Mein lieber Herr Held, im Grunde kann man, namentlich in Deutschland, gegen eine Räuberbande nicht viel einwenden.

— Was, Sie wollen sie vertheidigen?

— Sie sind doch ein guter Deutscher. Hier in Preußen dürfen Sie es dreist sagen.

— Ja, ich bin ein guter Deutscher.

— Die alten Deutschen, also unsere Vorfahren, waren erst rechte gute Deutsche, brave, redliche, tapfere Männer.

— Sie waren ein großes Volk.

— Richtig; und diese alten Deutschen hatten ein Rechtssprichwort, und danach ein gutes Recht; den Dieb hingen sie an den schimpflichen Galgen, der Räuber aber wurde mit der ehrlichen Pön des Schwertes bedient.

— Was Sie da sagen, werther Herr!

— Sie können sich darauf verlassen. Es war nur Ein Fehler dabei.

— Und welcher?

— Sie hätten auch die ehrliche Pön ganz fortlassen können.

— Wie? Gar keine Strafe? Für Räuber!

— Warum nicht? Die ganze Welt lebt vom Raube. Die Thiere verzehren einander nach Gattungen oder Arten, die Menschen nach Ständen. Man kann es ein Naturgesetz nennen.

— Aber in civilisirten Ländern gelten andere Gesetze.

— Pah. Haben Sie schon von den Quitzows und Luderitzen und Itzenplitzen gehört?

— Nein.

— Hier kannte man sie früher desto besser. Noch im fünfzehnten Jahrhunderte hatte das Volk ein Gebet zum lieben Gott, er möge es vor ihnen behüten. Und wissen Sie, was die Menschen jetzt wollen, namentlich sowol unser Adel als unsere Gelehrten?

— Nun?

— Das Recht soll wieder werden, wie es in den alten guten deutschen Zeiten war. — Aber zum Teufel, Herr Held, vorhin hörte ich blos etwas, ich konnte nur nicht errathen, was es war. Jetzt sehe ich auch etwas.

— Was sehen Sie denn, werther Herr?

— Es ist so verdammt dunkel. Meine Augen sind schwach. Beugen Sie sich einmal vor und sehen Sie nach. Aber seien Sie vorsichtig. Legen Sie sich nicht aus dem Wagen hinaus. Ein Hieb sonst, und es wäre vorbei, wie mit jenem Armensünder am Galgen. Sie könnten in Ihrem Leben nichts mehr sehen oder hören.

Der Herr Fridolin Held sah lieber gar nicht hinaus.

— Es ist draußen so kalt, sagte er.

— Und Sie schwitzen wol, Herr Held?

— Ihnen zu dienen.

— Zum Teufel, doch nicht vor Angst?

— Gott bewahre; es ist nur so eng hier. Aber was sahen Sie denn, werther Herr —

— Herr Fridolin Held, glauben Sie, daß Bäume spazieren gehen können?

— Nach den Gesetzen der Natur wol nicht.

— Auch nicht Fichtenbäume auf einer brandenburgischen Haide? Sie wissen, es gibt hier viele Bildung.

— Ich habe auch davon nie gehört.

— Und doch bewegt sich da etwas, und ich sehe nichts als Fichten.

Bommel hatte Recht.

Die Landstraße, in welcher der Postwagen fuhr, lief noch immer in der Haide. Die Haide war noch immer zu beiden Seiten der Straße mit dicht zusammenstehenden verkrüppelten Fichten bedeckt, die bis unmittelbar an den Weg heranreichten. Der Weg war indeß ziemlich breit. Der Wagen fuhr in seiner Mitte. Die Nacht war dunkel. Man konnte daher wol gewahren, daß zwischen den Fichten sich etwas bewegte, aber was es war, konnte das Auge nicht unterscheiden.

Es blieb nur immer neben dem Wagen oder vielmehr immer einige Schritte hinter diesem zurück. Bommel sah um so schärfer hin.

Auf einmal sagte er zu seinem Nachbar:

— Jetzt sehe ich es deutlicher.

— Und was ist es? fragte den Athem anhaltend, der Herr Held.

— Ein Mensch.

— Ein einzelner?

— Bis jetzt noch. Er trägt etwas.

— Können Sie es erkennen?

— In jeder Hand. Es scheinen ein paar lange Gegenstände zu sein.

— Doch keine Gewehre?

— Der Gedanke läge nahe.

— Gerechter Gott.

— Herr Fridolin Held!

— Womit kann ich Ihnen dienen?

— Haben Sie Muth?

— Ich bin noch nie vor einer Gefahr feige zurückgewichen.

— Können Sie auch einer Gefahr entgegengehen?

— Nach dem Sprichworte soll man sich nicht hineinbegeben.

— Aber nach dem Sprichwort soll man zwischen zwei Uebeln das kleinere auswählen.

— Ich denke, lieber gar keines.

— Sie sind ein Philosoph. Aber erwägen Sie. Der Mensch läuft schon seit einer Viertelstunde neben uns her.

— Schon so lange?

— Immer heimlich.

— Sagen Sie lieber unheimlich.

— Er hat etwas vor gegen uns. Gutes ist es nicht.

— Gewiß nicht.

— Er kann es nur nicht allein ausführen.

— Er wartet also auf jemand?

— Auf seine Bande.

— Ich bitte Sie um des Himmelswillen!

— Zweifeln Sie, daß der Mensch Mitglied einer Räuberbande ist.

— Aber das wäre ja schrecklich.

— Deren Chef, deren Hauptmann vielleicht in diesem Augenblicke hinter uns, Rücken an Rücken mit Ihnen, Herr Held —

— Gerechter Gott, auf welchen entsetzlichen Gedanken bringen Sie mich!

— Ja, Herr Held, es ist ein entsetzlicher, aber ein wahrer Gedanke, den Sie denken. Denken Sie ihn weiter aus. Auch Ihre ahnende Seele hat den Menschen da drinnen sofort als einen Räuberhauptmann erkannt.

— So war es.

— Ein Räuberhauptmann ist eben der Hauptmann einer Räuberbande.

— Ja, ja.

— Er führt diese an.

— Gewiß.

— Zu Mord und Raub.

— Es ist schrecklich.

— Er bestellt seine Bande zu der Zeit und dem Orte des Ueberfalls.

— Ja, ja.

— Er läßt sich Rapport abstatten, wenn alles bereit ist.
— Gewiß.
— Durch verabredete Zeichen.
— Durch Pfeifen habe ich gehört.
— Jetzt nicht mehr. Früher pfiff man. Das ist aber verbraucht, nicht mehr neu, nicht mehr romantisch, poetisch genug. Jetzt haben Sie andere Zeichen.
— Geheime?
— Horch, Herr Fridolin Held!
— Hören Sie etwas?
— Ich sehe wieder etwas.
— Wieder etwas?
— Der Mensch kommt aus den Fichten heraus, auf die Landstraße.
— Auf uns zu?
— Alle Wetter, es ist ein stämmiger Bursche. Und jetzt erkenne ich auch, was er in den Händen trägt.
— Es sind doch Gewehre, werther Herr?
— Nein, es sind ein Paar Krücken.
— Herr des Himmels, es ist jener Krüppel?
— Es ist jener Krüppel.
— Dann haben Sie Recht, werther Herr, dann sind wir verloren. Er hat die Bande herbeiholen müssen. Er will seinem Herrn melden, daß sie da ist.
— So ist es, Herr Held. Aber still. Er nimmt die Krücken unter den Arm. Er bringt die Hände an den Mund. Horch, was hören Sie?
— Ein Eulengeschrei.
— Das verabredete Zeichen.
— Wir sind verloren.
— Noch nicht. Er läuft noch immer neben dem Wagen her, ein Beweis, daß er seinem Hauptmann das Rechte noch zu sagen hat. Aber wenn er ihm das gesagt hat, dann ist es vorbei.
— Großer Gott, was fangen wir nur an?
— Herr Held, Sie haben also Muth?

— Was haben Sie vor, werther Herr?

— Folgen Sie mir, wir springen aus dem Wagen, auf den Menschen los —

— Sind Sie wahnsinnig?

— Fangen ihn, halten ihn fest —

— Er wird uns festhalten.

— Setzen ihm das Pistol auf die Brust, das Messer an die Kehle, und er muß gestehen, wo die Bande ist, was sie vor hat, ob der Mensch da drinnen ihr veritabler Hauptmann ist. Vorwärts, Herr Held!

Aber der Herr Fridolin Held zitterte zum Erbarmen.

— Sie wollen also nicht? So muß ich allein.

Das war Bommels erster Entschluß.

Mit einem Satze sprang er aus dem Postwagen auf die Landstraße hinaus.

Der Mensch, von dem er gesprochen hatte, war schon lange seitwärts neben dem langsam genug fahrenden Postwagen hergegangen in einer Weise, als wenn er von irgend jemand im Innern bemerkt werden, aber doch auch nicht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wolle.

Noch immer war der Mensch jedoch entweder von dem, der ihn bemerken sollte, noch nicht gesehen, oder aber dieser hatte noch keine Gelegenheit gehabt, sich unbeachtet mit ihm zu verständigen.

Desto erpichter war der Mensch darauf, von dem Rechten gesehen zu werden; so sehr, daß er nichts von dem Anfalle gewahrte, der gegen ihn ausgeführt werden sollte.

Mit drei Sätzen war Bommel bei ihm.

Die dervige Faust des jungen Reisenden hielt ihn fest im Nacken.

Allein wie viele Kraft Bommel in seinen Fäusten besitzen, und wie fest er damit halten mochte, der kurze, gedrungene Mensch schüttelte sich nur leicht, und Bommel war abgeschüttelt, und lag, so lang er war, auf der Landstraße. Eine Dogge hatte ein Schoßhündchen abgeschüttelt.

— Verdammter Hund! rief der wüthende Bommel.

Er sprang auf und wollte das Pistol abdrücken. Aber nach welcher Seite er auch um sich blickte, er stand auf der Landstraße allein, ganz allein neben dem Postwagen, den der Postillon angehalten hatte.

Im Moment nachher stand zwar auch Max Kappel bei ihm, der rasch aus dem Innern des Wagens gesprungen war. Aber der Mensch mit den Krücken war und blieb verschwunden.

— Was hattest Du, fragte Max ihn.

— Hast Du nichts gesehen, Max?

— Nichts. Ich hörte nur einen Fall, dann Deinen Ruf „verdammter Hund". Dann sprang ich aus dem Wagen, und sah nur Dich.

— So habe ich nur ein Gespenst gesehen.

— Und das Gespenst hat Dich hingeworfen?

— So muß es wol sein. Paß' auf und lasse uns wieder einsteigen. Apropos, ein paar Worte leise. Hast Du im Wagen nichts Verdächtiges bemerkt?

— Nichts; man hört kein Wort und keine Bewegung.

— Eine possirliche Situation! Schade, daß ich nicht dabei sein kann. Adieu.

Sie nahmen beide wieder ihre Plätze im Wagen ein.

Der Wagen fuhr weiter.

— Herr Fridolin Held, leben Sie noch? fragte Bommel seinen Nachbar.

Der Handlungsreisende hatte sich in die tiefste Ecke des Coupés gedrückt. Er lag bewegungslos.

— Werthester Herr, stöhnte er, das ist eine schreckliche Reise. An die werde ich mein Lebelang denken.

— Wenn Sie mit dem Leben davonkommen.

— Ach, wäre doch schon der Morgen da!

— Ja, in der Nacht wird es losgehen.

— Und von einem Schlachten sprachen Sie?

— Man muß auf Alles gefaßt sein.

— Du gerechter Gott! — Und hören Sie, werther Herr, da hinter uns fängt es schon an.

Bommel horchte. Er wurde wieder sehr vergnügt.

— Ja, bei Gott, da geht es los.

Die Extrapost, in welcher die beiden Referendarien sich befanden, hatte bisher nicht nur keinen Versuch gemacht, an dem Postwagen vorbeizufahren, sie hatte sich sogar hinter diesem in einer so beträchtlichen Entfernung gehalten, daß die Reisenden der Post sie noch nicht hinter sich gehört hatten, und Bommel bei seinem kleinen Abenteuer mit dem Räuber sich hatte wundern müssen, daß er sie selbst in weiterer Entfernung nicht hörte.

Indeß wußte Bommel sehr bald den Erklärungsgrund zu finden.

— Ein paar preußische Referendarien, sagte er zu sich, die das große Staatsexamen machen wollen, müssen nothwendig gescheite Leute sein, denn sie können es bis zu einem Saatsminister hinaufbringen. Sie haben nun ganz richtig herausgefunden, daß man in einer Gefahr umkommen kann, daß man um desto sicherer ist, je weiter man sich von der Gefahr befindet, und daß die eigentliche Gefahr hier dem Postwagen droht.

Bommel fand auch bald den Grund, warum jetzt die Extrapostchaise näher gekommen sein müsse.

— Sie haben angefangen, sich zu streiten, und da ist es dem Postillon mit den beiden groben und mächtigen Burschen allein Angst geworden. Die Geschichte, in welcher zwei Kutscher jeder ihren Juden prügeln, kennt er; in welchem zwei Reisende, nachdem sie einander gehörig durchgebläut, gemeinschaftlich über ihren Kutscher herfallen könnten, will er nicht kennen lernen.

In der That hörte man in der Extrapostchaise ein lautes und nichts weniger als freundschaftliches Reden.

— Ja, Herr Held, sagte Bommel zu seinem Nachbar, jetzt geht es los. Aber das ist noch nicht das Schlachten, das ist erst eine Schlacht. Lassen Sie uns mit Muße abwarten, wie sie endigen wird. Begonnen hat sie schon.

Bommel und der Herr Held horchten.

— Was, Herr, rief es fürchterlich hinter ihnen, ein Referendarius wollen Sie sein?

— Und was wollen Sie denn sein? schrie noch fürchterlicher die zweite Stimme.

— Ein simbler Copist sind Sie.

— Das sagt mir ein einfältiger Abschreiber.

— Aha, sagte Bommel, sich vergnügter die Hände reibend, das sind schon tüchtige Salven. Darauf muß bald das schwere Geschütz folgen.

— Werther Herr, meinte der vorsichtige Herr Held, sollte man nicht ein Einsehen thun? Die beiden Herren könnten sich ein Leid zufügen.

— Die, lieber Herr?

— Sie sprachen eben selbst von schwerem Geschütz.

— Vorläufig haben sie blind geladen. Aber lassen Sie uns weiter hören.

— Und Sie wollen, schrie die erste fürchterliche Stimme, den Leuten weißmachen, daß sie nach Berlin reisen, um das große Examen zu machen?

— Und Sie, schrie lauter die andere, wollen das mir sogar aufbinden?

— Das wäre auch der Mühe werth, Ihnen etwas aufbinden zu wollen.

— Was, mir? Herr, wer sind Sie denn?

— Jetzt, rief Bommel entzückt, geben Sie Acht, Herr Held. Jetzt kommt schweres Geschütz.

— Wer bin ich? schrie es in der Extrapost.

— Ja, wie heißen Sie?

— Ich heiße Pfützentreter. Und Sie, Herr?

— Kreuzmillionendonnerwetter, Sie unterstehen sich — Herr, wissen Sie, daß ich Gossenreuter heiße?

— Was, Herr, Sie wagen —? Herr, Sie sollen die Sterne am Himmel tanzen sehen!

— Jetzt, jetzt! rief Bommel lachend, daß ihm die Thränen in den Augen standen. Und nun haben Sie auch nicht mehr blind geladen. Horchen Sie. Die Fäuste packen sich schon. Sie bekommen Muth. Sie ringen schon. Da fällt ein Schlag. Es

ist der erste. Mit dem ersten Schlage ist es wie mit dem ersten Schritt zur Sünde. Da fällt auch der zweite. Und da — wie? Ein Schuß? Und nicht in dem Wagen? Von der Seite? Und noch einer? Alle Teufel! —

Bommel hörte plötzlich auf zu lachen.

Zweite Abtheilung.

Liebesgeschichten.

Alle Creatur ist veränderlich. Darum ist sie eben Creatur. Am meisten ist es der Mensch. Er hat ja so manches an sich, was ander Creaturen nicht haben — sollen.

Die Menschen, die wir heute sehen, werden anders sein; sie waren aber auch anders. An Körper, an Geist, an Herz, an Charakter, in der Liebe, in der Liebenswürdigkeit, in der Politik, an — der Ehre. Ja, nur zu oft auch an der Ehre.

An einem hellen Märztage des Jahres eintausend achthundert und acht — das Jahr eintausend achthundert und acht war ein trübes, trauriges Jahr für Deutschland; sein Neujahrstag war der erste Neujahrstag, der die französische Gewaltherrschaft in Deutschland so recht befestigt sah. Aber die Natur hatte seinem Frühlinge freundliche helle Tage gegeben.

An einem der ersten dieser Tage nahmen zwei junge Mädchen von einander Abschied.

Beide waren in dem schönsten, glücklichsten Alter der Jugend; sie erreichten jede bald ihr achtzehntes Jahr; jenes Jahr, nach dem jedes Mädchen seufzt, so lange sie es noch nicht erreicht hat, dessen Ueberschreiten sie beseufzt, wenn sie es hinter sich hat.

Beide waren schön, und ihre schönen, frischen, munteren Gesichter zeigten, daß sie auch glücklich waren; glücklich, trotzdem

daß sie von einander Abschied nahmen. Und sie waren doch lange als treue Freundinnen beisammen gewesen, und so wie sie es gewesen waren, sollten sie wol nie wieder zusammenkommen. Das Geschick mußte sie für die Zukunft auseinander halten. So mancherlei forderte dies, schien wenigstens es zu fordern, auch nach den Begriffen und Vorstellungen, die damals schon anfingen, Platz zu greifen, freilich nicht Wurzel zu schlagen. Die Wurzeln fehlen noch immer.

Die eine der beiden jungen schönen Mädchen, die kleinere — daß sie auch feiner und zarter gebaut war als die andere, konnte man nicht sagen — hieß Josepha v. Honek.

Ihr Vater war bis vor kurzem Oberforstmeister in einem der vielen kleinen Ländchen gewesen, aus denen gegen Ende des Jahres 1807 das Königreich Westfalen zusammengeschlagen war. Der gute Forstmann hatte auf gut forstmännisch gelebt, unstät, flott, unordentlich. Er hatte aber auch gut adelig gelebt, denn er war von gutem, altem und reinem Adel. Allein seine vielen stolzen Ahnen hatten ihm wenig Vermögen hinterlassen, und sein Gehalt als Oberforstmeister hatte für seine Ansprüche an das Leben nicht ausgereicht.

So besaß er zu jener Zeit, als das Königreich Westfalen errichtet wurde, nichts als das von seinen Vorfahren ererbte und von ihm mit Schulden überlastete Gut, wenn er sich nicht dazu entschließen wollte, in dem neuen Königreiche wieder Dienste zu nehmen.

Es war ein harter Entschluß. Er war ein derber, braver, guter Deutscher, und er sollte dem verhaßten Erbfeind, dem Unterdrücker Deutschlands, dem Franzosen dienen. Und vor allem, er war von so altem, reinem, deutschen Adel, und sein Herr sollte ein Mann sein, der vor sehr kurzer Zeit noch Commis in einem amerikanischen Handlungshause und der Mann einer Mulattin gewesen war.

Allein vor allen Dingen muß der Mensch leben. Der stolze Oberforstmeister, Freiherr v. Honek, nahm die Stelle eines königlich westfälischen Inspektors der Forsten an. Er erhielt die

Vergünstigung, daß er, wie bisher, seinen Wohnsitz auf seinem Gute behalten durfte.

Uebrigens war er Witwer und seine Tochter Josepha war sein einziges Kind.

Die Freundin Josepha's, die größere jener beiden jungen Mädchen, auch die schönere, wenn eine von ihnen hätte schöner sein können als die andere, hieß Emma Gödeke.

Ihr Vater war bis vor kurzem, nämlich bis vor einem halben Jahre, Bedienter des Freiherrn v. Honek gewesen. Vor einem halben Jahre war er gestorben. Seine Frau war schon seit vielen Jahren todt.

Emma Gödeke war also eine Waise.

Schon als kleines Kind war sie die Gespielin des Fräulein Josepha gewesen.

Der Baron v. Honek hielt mit seiner Familie sich nur auf seinem Schlosse auf. Das Schloß lag einsam mitten in einer ungeheuren Waldung, von welcher der zunächst am Schlosse gelegene Theil zu diesem der andere aber dem Landesherrn gehörte. Ein paar kleine Landstädtchen lagen in der Nähe, zwei bis drei Stunden entfernt, aber dahin kam der Baron nur zu Gelagen, und des Jahres ein paarmal zu den Bällen der Honoratioren.

So war Fräulein Josepha schon als Kind vereinsamt, und darauf angewiesen, wenn sie Gesellschaft wollte, diese in ihrer nächsten Umgebung zu suchen.

Und sie konnte sie hier finden. Der Bediente ihres Vaters, Johann Gödeke, wohnte mit seiner Familie in einem Nebengebäude des Schlosses. Die Tochter dieses Bedienten, Emma, war in demselben Alter wie sie; sie war ein artiges, manierliches Mädchen, das von ihrer Mutter auch stets sauber in Kleidung und Aeußerem gehalten wurde.

Die Tochter des Freiherrn und die Tochter des Bedienten wurden Freundinnen.

Sie lebten unzertrennlich, natürlich mehr auf dem Schlosse als in der Bedientenwohnung.

Die Baronin war kränklich, konnte sich um ihre Tochter

wenig bekümmern, und freute sich, daß diese an dem freundlichen und artigen Bedientenkinde eine liebe Gesellschafterin hatte. Der Baron kümmerte sich um seine Tochter aber gar nicht.

Die Eltern des Bedientenkindes freuten sich der Ehre, die ihnen und ihrem Kinder wiederfuhr.

Die Baronin konnte sich, wie gesagt, zwar wenig um ihr Kind kümmern, aber immer genug, um für eine gute Erziehung desselben zu sorgen.

Josepha erhielt früh eine tüchtige Gouvernante. Von einer alten Kammerjungfer des Schlosses, deren Vater Tanzmeister gewesen war, lernte sie tanzen. Von einem Reitknecht erhielt sie gar Reitunterricht, und hierin nahm sich auch ihr Vater ihrer an.

Alles was Josepha lernte, lernte auch ihre Freundin Emma. Jene wollte es, diese that es gern. So gab es auch die Baronin zu, und was die Baronin so zugab, war für den Baron eine abgemachte Sache.

Die Freundschaft der beiden Mädchen befestigte sich immer mehr. Als die Baronin starb, bat Josepha ihren Vater, daß Emma ganz zu ihr auf das Schloß ziehen dürfe. Dem Baron war es gleich. Emma's Mutter war schon ein Jahr vorher gestorben. Emma zog auf das Schloß.

Die beiden Mädchen lebten wie Schwestern.

Der Tod des Bedienten Gödeke konnte in dem Verhältnisse keine Veränderung hervorbringen.

Etwas anderes sollte dies.

In einem jener kleinen Landstädtchen, die zwei bis drei Stunden vom Schloß Honek lagen, lebte eine Tante Emma's, eine Schwester ihrer verstorbenen Mutter. Sie war dort an einen Bäcker verheirathet. Sie selbst war eine ebenso verständige, und für ihren freilich sehr engen Lebenskreis einsichtige, als brave, gutmüthige und fromme Frau. Ihr Mann aber, — Hausmann war sein Name — wenn er auch Verstand und Klugheit hatte, besaß nicht ihren Charakter. Er war als geizig, habsüchtig, hartherzig, ränkemachend bekannt. Vor allem war er ein großer Wucherer.

Bürger und Bauer, alles war ihm in der Nachbarschaft schuldig, und mußte ihm die Schuld alljährlich theuer bezahlen. Wenn dies zuletzt nicht mehr anging, ließ er dem Bürger das Haus über dem Kopfe verkaufen. Dem Bauer hatte er das früher nicht gekonnt, weil vor dem französischen Regiment der Bauer auch in jener Gegend Deutschlands leibeigen und sein Hof ein Eigenthum des Gutsherrn war. Im December 1807 aber waren in dem neuen Königreiche Westfalen die Bauern frei und ihre Höfe ihr Eigenthum geworden, und nun ließ der Bäcker — er war unterdeß Rentier geworden — Hausmann auch einen Bauerhof nach dem andern verkaufen. Und was er so an Haus und Hof verkaufen ließ, das kaufte er gewöhnlich selbst an, um es allsbald zu parcelliren und allsdann mit doppeltem oder dreifachem Profit weiter zu verkaufen.

In solcher Weise war der Rentier Hausmann ein Mann geworden, dessen Vermögen man allgemein mindestens auf hunderttausend Thaler schätzte und schätzen durfte.

Da starb er nach kurzer Krankheit, die er sich durch eine Erkältung bei der Parcellirung eines neuangekauften Bauernhofes zugezogen hatte.

Wenige Tage nach ihm starb sein einziges Kind, ein Knabe, der schon lange gekränkelt hatte.

— Das erwucherte Gut, sagten die Leute, sollte ihm nicht „gut thun", und nicht auf seine „Erben" kommen. Sein Witwe erhielt es, die mit ihm in Gemeinschaft der Güter gelebt hatte.

Seine Witwe stand nun allein.

Sie war immer eine einfache, fromme, brave, gutmüthige Frau geblieben.

Sie blieb es auch jetzt. Sie that den Armen Gutes, wo und wie sie konnte, sie glich manches Unrecht aus, das ihr Mann angestiftet hatte.

Dann dachte sie an das einzige Kind ihrer einzigen Schwester. Das war Emma Gödeke. Sie setzte das Mädchen zur einzigen Erbin ihres gesammten großen Vermögens ein, nur unter der Bedingung, daß Emma zu ihr ziehen solle. Sie wollte nicht

allein sein; noch mehr fürchtete sie für das Kind, wenn es unter dem Adel lebe, unter den es nicht passe.

Für Emma blieb keine Wahl. Ihr Vormund wollte, daß sie dem Willen der reichen Tante sich füge; der Baron Honek meinte, es sei Wahnsinn, aus Eigensinn ein so ungeheures Vermögen zu verscherzen. Josepha redete ihr zu, wenngleich unter bitteren Thränen.

Die Frau Hausmann erschien mit dem ersten warmen Tage des abgehenden Winters in einer großen alten, mit zwei kräftigen Pferden bespannten Kutsche auf Schloß Honek, um ihre Nichte abzuholen.

Der Baron empfing sie sehr freundlich. Er hatte immer Geld nöthig, und eine reiche Frau kann Geld verborgen.

— Frau Hausmann, wir trinken ein Glas Wein zusammen. Die beiden Mädchen können derweil ungestört Abschied von einander nehmen.

Die Mädchen nahmen unterdeß Abschied.

Anfangs recht schmerzlich, traurig und betrübt. Aber kann denn ein frisches und fröhliches Mädchenherz lange den Schmerz festhalten, lange traurig und betrübt sein? Und die Herzen der beiden Mädchen waren frisch und fröhlich, wie ihre Gestalten. Und ihr Abschied dauerte lange. Mädchen nehmen immer langen Abschied, von dem Geliebten wie von der Freundin.

— Ach, Emma, es ist wol recht traurig, daß Du uns verlassen mußt.

— Ach, Josepha, wie werde ich ohne Dich leben können!

Sie weinten beide. Sie küßten sich die Thränen aus den Augen, von den Wangen.

— Aber Du wirst oft hieherkommen, mich zu besuchen?

— O, ja, oft, so oft meine Tante es erlaubt, und sie ist gut. Und Du, Josepha? Auch Du!

— Ich fahre jede Woche zu Dir hinüber, Emma.

— Wie glücklich werden wir beisammen sein!

Sie lächelten sich einander an, und küßten sich das Lächeln von den schönen Lippen.

Aber dann wurden sie wieder ernsthaft.

— Aber wer weiß, wie lange das dauern wird, Emma?

— Hoffentlich recht lange.

— Hoffentlich!

— Gewiß, gewiß.

— Ich fürchte das Gegentheil.

— Wer wollte uns trennen?

— Ach, meine Liebe, wie oft trennt das Schicksal Freundinnen!

Freilich, freilich — aber nein, Du würdest dennoch meine Freundin bleiben.

— Woran dachtest Du, Mädchen?

— Du bist so vornehm, und —

— Wie?

— Und ich —

— Wie, Emma? Und Du glaubst in der That, daß ich darum, um der Standesverschiedenheit willen, jemals aufhören könnte, Dich zu lieben?

— Du nicht, Josepha. Aber Du wirst einen vornehmen Mann heirathen, und wenn Du mich auch immer lieben wirst, wirst Du es zeigen dürfen?

Josepha wurde ernsthafter, der Zug eines beinahe bittern Gefühls streifte ihr Gesicht.

— Emma, sieh Dir einmal das Schloß Hongk an.

Sie gingen Arm in Arm in einer Ulmen-Allee, durch deren noch nackte Zweige sie den Anblick des Schlosses hatten.

— Was soll ich dort sehen, Josepha?

— Wie es alt und verfallen da liegt, die Mauern beschädigt, die morschen Thürme eingefallen, das Dach der Stütze bedürftig! Und sieh, Emma, dieses Schloß mit ein paar Morgen Acker und einem Walde, der mehr Hasen als Eichen und Buchen hat, und das alles mit einer den Werth doppelt, nein, vielleicht zehnfach übersteigenden Schuldenlast, das ist künftig mein einziges Erbe, meine einzige Mitgift. Welche Aussichten habe ich damit in das Leben?

— Du trägst einen edlen Namen, Josepha.

— Was werden unter dem neuen Regimente edle Namen sein? Was ist überhaupt ein Name, ein noch so stolzer Name? Gibt er Verdienste? Gibt er Werth?

— Gibt Geld Verdienste und Werth?

— Du hast Recht Emma, auch das Geld nicht. Aber die Welt denkt nun einmal anders. Besonders in Betreff des Geldes. Das Geld gleicht alles aus, auch Schönheit und Häßlichkeit, leider oft sogar Tugend und Laster. Wie, nicht auch die Standesverschiedenheit?

Auf einmal lachte Fräulein Josepha, die diese Worte sprach, nicht bitter, sondern vergnügt und fröhlich.

— Ach, Emma, wenn uns da jemand belauscht hätte? Ein paar Mädchen von siebzehn Jahren, die in ihrem Leben kaum dreimal und nicht über drei Meilen weit aus dem Bereiche dieses alten, einsamen, verfallenen Waldschlosses hinausgekommen sind, philosophiren da über das Leben, als wenn sie mindestens ein Vierteljahrhundert lang mitten in den Wirren eines wilden Lebens sich herumgetrieben, und zuletzt blasirt in diese Waldeinsamkeit sich zurückgezogen hätten.

Emma war ernst geblieben.

— Und doch haben wir Recht, Josepha. Und wenn ich recht darüber nachdenke, so kann es auch nicht wol anders in der Welt sein.

— Das Geld Verdienste und Werth gibt, Mädchen? Ah, man sieht, daß Du die Erbin einer Tonne Goldes geworden bist.

Emma, die bescheidene Bediententochter, wurde beinahe böse.

— Ich dachte nicht daran, sagte sie.

— Und woran denn?

— Daß ein Unterschied der Stände sein muß, der immer zwischen einzelne Menschen treten wird.

— Bis das Geld ihn ausgleicht?

— Spotte nur, Josepha. Wir kennen zwar beide das Leben wenig, darin hast Du gewiß Recht. Aber das, was wir davon kennen, beweist, daß ich in meiner Behauptung Recht hatte.

Und so wird es auch ferner sein, und ich bleibe dabei, daß es so sein muß. Du wirst, wenn Du auch keine reiche Erbin bist, in der Welt immer weit über mir stehen, auch durch den Mann, den Du sicher bekommen wirst. Und ich, wenn ich auch eine Million hätte, muß immer für einen niedrigeren, beschränkteren Kreis bestimmt bleiben. Das muß so sein. Wie sollte ich mich glücklich fühlen können mit meinen Gedanken an meine lieben, braven Eltern, gegenüber einem vornehmen Manne, den alles an eine Reihe stolzer glänzender Ahnen erinnerte?

— Ich sehe das nicht ein, Emma.

— Aber ich fühle es. Denke Dir, ich hätte Kinder. Der Knabe hörte täglich von dem Ruhme, den Thaten der Ahnen seines Vaters. — „Und Deine Ahnen, Mutter?“ — „Mein Vater war Bedienter.“ — Und nun wendet sich das Kind erröthend ab und schweigt. Oder meine Tochter liebte einen jungen Mann von edler Geburt, und er liebte sie, aber nicht genug, um den Urtheilen, meinetwegen den Vorurtheilen, aber den gewiß berechtigten Vorurtheilen seines Standes Trotz bieten zu können. Meine Tochter liebte ihn wieder. Da neckt ihn einer: „Du liebst die Enkelin eines Bedienten; er war früher gar Stallknecht gewesen. Mein Vater hat ihm fünf Groschen Trinkgeld gegeben, dafür hat er ihm die Hand geküßt.“ — Der junge Mann käme nicht wieder, mit schmerzendem Herzen nicht. Meiner Tochter bräche das Herz.

— Emma, sagte die Freiherrntochter, bist Du bitter über die Zurücksetzung Deiner Geburt, Deines Standes?

Emma sah der Freundin frei in die Augen.

— Nein, Josepha. Wenn ich Bitterkeit fühlte, so würde ich schweigen.

— Dann hast Du ein unendlich braves und demüthiges Herz. Und das hast Du. Ich kenne Dein Herz ja schon so lange. Aber auch noch Eines weiß ich. Mag Standes- und Rangunterschied uns künftig noch so weit auseinanderreißen und werfen, wir bleiben immer und immer Freundinnen, unsere Herzen lieben einander immer wie die Herzen zweier Schwestern.

— Ja, Josepha, wir bleiben Freundinnen, Schwestern.

— Da weinten sie wieder, und küßten sie sich wieder die Thränen von den frischen Wangen.

Und darauf lachten sie wieder.

— Wir sind doch ein paar Närrinnen, die einmal philosophiren wollten.

— Und wir hatten so schlecht die Zeit dazu gewählt.

— Wir sehen uns ja bald wieder.

— Recht bald.

Sie mußten mit dem Abschiednehmen ein Ende machen. Sie wurden in das Schloß gerufen.

Die Kutsche der Frau Hausmann stand zur Abreise bereit. Die Freundinnen mußten sich trennen.

Emma fuhr mit ihrer Tante ab.

Die Trennung hatte den schönen jungen Augen doch wieder Thränen entpreßt. Sie flossen noch lange.

Auch in der großen Kutsche der Frau Hausmann, und trotz der großen Güte der Frau. Die brave Tante gab sich alle Mühe, die Nichte zu trösten.

— Du bist mein Einziges. Ich werde Dich lieben wie mein einziges Kind.

— O, ich weiß das, meine gute, liebe Tante. Und auch ich werde Dich lieben, wie ein gutes Kind seine Mutter.

— Du sollst alles haben, was Dein Herz begehrt.

— Mein Herz will nur Deine Liebe.

— Du wirst Dich zerstreuen. Unser Städtchen ist zwar nur klein, aber es ist noch immer mehr Leben darin, wie in dem einsamen Schlosse.

— Ach, Tante —

— Dann sei auch wieder froh und munter.

— Ja, ja, liebe Tante, ich werde es wieder sein.

— Und weine nicht mehr. Es thut mir weh.

— Die Thränen kommen mir ja wider Willen, ich kann sie ja nicht zurückhalten, immer kommen sie von neuem, diese abscheulichen Thränen. Nein, nein, sie sind nicht abscheulich, sie

sind unsere besten Freunde, unsere freundlichsten Wohlthäter. O Tante, als mein Vater starb — zuerst hatte ich nicht weinen können, es war mir so schwer, so weh, ich meinte, ich hätte ersticken sollen. Ich konnte nichts denken. Da konnte ich auf einmal weinen, und nun hatte ich wieder Gedanken, und ich konnte sie im Gebete zu Gott erheben, und für meinen Vater bitten und für mich, daß Gott mich stärken wolle, immer gut und fromm zu bleiben. Und jetzt habe ich von so vielem scheiden müssen. Auch von den Gräbern der Lieben.

Die Tante nahm gerührt die Hand des Mädchens und drückte sie.

Emma weinte fort.

Aber der guten Frau thaten dennoch die Thränen des Mädchens weh, die ihre Freundin, den Schauplatz ihrer Kindheit, die Gräber ihrer Eltern hatte verlassen müssen. Und die einfache Frau kannte das Herz eines jungen Mädchens. Sie war ja selbst ein junges Mädchen gewesen, wenngleich sie keine Gouvernante gehabt hatte, wie ihre Nichte.

— Du wirst schon gleich bei unserer Ankunft etwas neues in dem Städtchen finden.

— So, Tante?

— Gestern Abend sind ein paar fremde Officiere angekommen.

— So, Tante?

— Es sind ein paar preußische Officiere. Die armen Menschen hatten bisher in enger Haft auf der Festung gesessen.

— Was hatten Sie denn verbrochen, Tante?

— Nichts. Sie waren in der Schlacht bei Jena von den Franzosen gefangen genommen.

— Ah, in der Schlacht bei Jena!

— Du sagst das so gleichgiltig? Ihr habt in eurem einsamen Schlosse wol nichts von dieser Schlacht gehört?

Die gute Frau war oder zeigte sich doch gar zu sehr eingenommen von den Vorzügen ihres kleinen Städtchens.

Emma mußte zeigen, daß sie auf ihrem einsamen Schlosse

nicht blos Mädchen-Philosophie, sondern auch Geschichte, auch die neueste, gelernt habe.

— Doch, Tante, antwortete sie. Und wir haben lebhaften Antheil genommen. Wie sehr hatten wir den Preußen den Sieg gewünscht. Aber die Schlacht war schon verloren, ehe sie noch angefangen hatte. Und blos durch die Schuld der preußischen Generale. Freilich auch in der Schlacht — ein großer Theil der preußischen Armee hat sich tapfer, sehr tapfer geschlagen; aber von einem großen Theile kann man dies nicht sagen, und manches Regiment hat sich, besonders später, ohne sonderlichen Kampf den Franzosen gefangen gegeben. Wer weiß nun, wozu die Officiere gehören, die bei euch angekommen sind.

Die Tante war erstaunt über die historischen Kenntnisse, welche die Nichte entwickelte. Sie mußte mit allem ihren Wissen des kleinen Städtchens die Segel davor streichen. Darum aber konnte die gute Frau doch nicht ihre beiden preußischen Officiere und die Wahrheit im Stiche lassen.

— Sie haben, sagte sie, unter dem tapfern Prinzen Ludwig gestanden, der gleich zu Anfang, oder wol gar noch vor Anfang der eigentlichen Schlacht gefallen ist.

— Vor der eigentlichen Schlacht von Jena, Tante, nämlich bei Saalfeld. Aber dann ist es etwas anderes mit den beiden Officieren. Das kleine Corps, das der Prinz Ludwig bei Saalfeld commandirte, hat sich mit bewunderungswürdiger Tapferkeit geschlagen. Officiere und Soldaten haben mit dem Prinzen wie Verzweifelte gefochten.

— So mußte es wol sein, liebe Emma, denn der eine von den beiden Officieren leidet noch an seinen Wunden aus jener Schlacht. Er soll sehr elend aussehen.

— Du hast ihn noch nicht gesehen, Tante?

— Nein. Sie kamen erst gestern Abend an, und gleich heute Morgen bin ich nach Schloß Honek gefahren.

— Und die armen Menschen haben bis jetzt auf der Festung gesessen?

— Die Franzosen haben Sie von einer Festung zur andern herumgeschleppt.

— Die Kranken!

— Ob auch der andere krank oder verwundet ist, weiß ich nicht. Aber der eine ist es. Er wohnt bei meinem nächsten Nachbar. Er hat sich dort eingemiethet.

— Sie dürfen also frei umhergehen, Tante?

— Ihr braver König soll es ihnen erwirkt haben. In dem Tilsiter Frieden hat er ausdrücklich darauf gedrungen, daß seine Officiere, die noch in der französischen Gefangenschaft seien, wenn er sie auch nicht ganz freimachen konnte, doch aus der Gefangenschaft der französischen Festungen befreit würden, und so sind denn viele von ihnen in das Königreich Westfalen gebracht worden. Sie können frei herumgehen, aber sie dürfen von dem Orte, der ihnen zum Aufenthalt angewiesen ist, über ein paar Meilen hinaus sich nicht entfernen.

— Die armen Menschen! Also zu den Ihrigen dürfen sie nicht?

— Es ist um so trauriger für sie, da sie von Geld entblößt sein sollen; wenigstens der, der in unserer Nachbarschaft wohnt. Er hat sich ein so kleines, enges Stübchen gemiethet.

— Wie traurig, Tante.

— Er soll täglich nur vier Gutegroschen zu verzehren haben, die ihm die Regierung giebt.

— Ach, das ist ja schrecklich.

— Und dabei soll er von so vornehmer Familie sein. Er ist gar ein Graf; der andere soll ein Baron sein.

— Ein Graf! Und so arm, und verwundet, und so allein!

Das junge Mädchen weinte nicht mehr. Aber sie träumte. Sie saß still neben der Tante und träumte, bis die alte Kutsche das Städtchen und die Wohnung erreicht hatte.

Wovon sie geträumt hatte?

Es war finsterer Abend geworden, als der Wagen vor dem Hause hielt, und Tante und Nichte ausgestiegen waren.

Emma stand auf der engen Straße des kleinen Städtchens

und sah in der Finsterniß umher. Es war wol natürlich, daß sie trotz dem Dunkel irgend einen Gegenstand aus der neuen Umgebung, in der sie fortan leben sollte, zu erhaschen und in sich aufzunehmen suchte.

Aber als sie die Straße, die Häuser, die Fenster, mit oder ohne Licht, ringsumher gemustert hatte, fragte sie die Tante:

— In welchem Hause wohnt er, Tante?

— Wer, mein Kind?

— Der verwundete Officier, der arme Graf.

— Hier, mein Kind, in dem Hause, gleich neben dem unsrigen. Aber sein Stübchen geht nicht auf die Straße, es liegt nach hinten.

— Ach!

Ein naives Herz war Emma auf Schloß Honek geblieben, trotz ihren geschichtlichen und vielleicht vielen anderen Kenntnissen und trotz ihrer Mädchen-Philosophie.

Aber auch ein braves, dankbares Kind.

Am andern Morgen war sie früh auf, vor der Sonne und vor der Tante.

Bei der Magd im Hause erkundigte sie sich nach der Lebensweise, nach den Bedürfnissen, nach den Liebhabereien der Tante. Als sie das alles erfahren hatte, legte sie Hand ans Werk, um alles so einrichten zu helfen, wie es sein mußte, und wie die Tante es gerne hatte.

Es war freilich nicht viel. Denn die einfache, gutmüthige Frau lebte einfach und anspruchslos. Sie war daher bald damit fertig.

Und als sie fertig war, die Tante war noch immer nicht aufgestanden, und hinter dem Hause lag ein großer Garten, und da die Stuben an der Rückseite des Hauses in den Garten gingen, so mußte man in diesem auch die Fenster an der Rückseite des Hauses des Nachbars sehen können, also auch das Fenster des engen Stübchens in diesem Hause, in welchem „der verwundete Officier, der arme Graf" wohnte.

Sie trat zögernd an die Thüre, die in den Garten führte.

— Diese Thüre führt wol in den Garten? fragte sie das Dienstmädchen.

— Ja, Mamsell. Aber Sie wollen doch nicht in den Garten gehen, Mamsell? Die Gänge sind noch feucht, der Schnee ist erst vor kurzem geschmolzen.

— Auf dem Lande sind wir daran gewohnt, antwortete die unschuldige Heuchlerin, freilich nicht ohne Erröthen.

Sie öffnete die Thür und trat in den Garten.

Das Herz schien ihr doch zu klopfen; sie hob zuerst ein paarmal unschlüssig die Thürklinke auf. Dann war sie auf einmal mit einem raschen Satze draußen, als wenn sie hinaus müsse, und doch fürchte, sie könne nicht.

Sie ging in den Gängen des Gartens auf und ab. Zuerst sah sie sich nur nach dem Buchsbaum um, der die Gänge einfaßte, und nach den Sträuchern und Bäumen, die noch kahl waren, und den Beeten, die noch unter der Winterkruste lagen.

Wie schlau, wie heuchlerisch, und doch wie unschuldig, wie unendlich, wie süß und unschuldig ist das frische, reine Herz eines Mädchens von siebzehn Jahren!

Bald schweifte ihr Blick weiter, über die Gränzen des Gartens hinaus. Aber anfangs nur in die weitere Ferne, geradeaus, wo der Garten an andere Gärten gränzte. Dann erst wendete er sich zurück, aber auch jetzt nur nach dem Hause der Tante, ja noch nicht nach den Nachbarhäusern. Indeß warum sollte sie nicht auch die Nachbarschaft betrachten? Sie that es. Sie sah ja nur nach links, und in dem kleinen Hause rechts war das Stübchen des verwundeten Officiers.

Sie sah lange, recht lange nach links, als wenn sie sehr angelegentlich dort etwas suche. Endlich glitt ihr Blick auch nach rechts hinüber, zufällig, ganz zufällig und ganz gleichgiltig. Zuerst nach oben, nach dem spitzen Giebel, dann tiefer und immer tiefer; einmal mußte er doch bis zu den schmalen Fenstern des Parterrestübchens des Hauses sich hinuntersenken. Und er senkte sich hinunter. Aber es waren zwei Fenster da, zu jeder Seite einer in den Garten führenden Thür eines. Zu welchem sollte

sie hinblicken, zu welchem nicht? Sie untersuchte Beide. Beide waren leer.

— Er schläft wol noch. Es ist früh, und er ist verwundet, krank. — Aber was will ich denn? Ich bin ein rechtes Kind. Wenn die Tante mich sähe! Mein Gott, wenn sie unterdeß aufgestanden wäre!

Die Dienstmagd trat in den Garten.

Die Heuchlerin sammelte sich.

— Ah, Sie wollen mich rufen? Die Tante ist aufgestanden?

— Nein, Mamsell, die Madame steht auch in der ersten Viertelstunde noch nicht auf. Ich wollte Ihnen nur den Garten zeigen.

— Das ist recht freundlich.

— Sehen Sie, Mamsell, jetzt ist hier noch nichts zu sehen; der Winter ist noch nicht ganz vorbei. Aber sonst ist dies der größte Garten in der ganzen Stadt, und es wachsen Blumen und Gemüse darin, und er hat schöne dunkle Lauben. Sie werden es sehen, wenn der Frühling da ist. Aber wir haben doch auch jetzt schon Blumen. In dem Putzzimmer von Madame. Sie wird sie Ihnen nachher zeigen.

Emma hatte sehr aufmerksam zugehört, und als die Magd aufhörte, fragte sie:

— Wer wohnt in diesem Hause?

Sie zeigte nach dem Nachbarhause links, zu dem sie auch vorhin zuerst ihre Blicke geworfen hatte.

— Da wohnt der Herr Friedensrichter, sagte die Magd. Früher war er der Herr Stadtrichter. Die Leute sagen, als Stadtrichter habe er mehr Frieden am Gerichte stiften können, wie jetzt als Friedensrichter.

— Und wer wohnt hier rechts?

— Ein Schreiber bei dem neuen Maire. Dem armen Mann geht es nicht zum besten.

— Warum nicht?

— Er hat nur das kleine Haus, und auf der Maire ver=

dient er nur wenig, und davon soll er sechs Kinder ernähren. Es geht den Leuten recht knapp.

— Das ist traurig.

— Aber sie haben seit gesten eine Unterstützung erhalten.

— Seit gestern?

— Haben Sie noch nichts von den preußischen Officieren gehört, die hier sind?

— Die Tante hat mir davon erzählt.

— Der eine von ihnen hat sich bei dem Schreiber da eingemiethet. Er giebt zwar für Kost und Logis, alles in allem, täglich nur vier Gutegroschen, oder sechzig Centimes, wie sie jetzt rechnen.

— Für alles nur sechzig Centimes!

— Er hat selbst nicht mehr, Mamsell, der arme Mensch soll arm sein. Aber auch das wenige Geld ist für den Haushalt des Schreibers schon ein tüchtiger Zuschuß, und sie können besser davon leben.

— So lebt die Armuth von der Armuth! sagte Emma traurig.

— Ja, Mamsell, das geht so in der Welt.

— Und der arme Officier soll verwundet und krank sein.

— Er sieht recht elend aus.

— Sie haben ihn gesehen?

— Gewiß, Mamsell. Er war gestern einen Augenblick in dem kleinen Garten des Schreibers, hier gleich nebenan.

— Wo ist er verwundet?

— Es muß am rechten Arme sein. Er trägt den Arm in der Binde, und er kann auch nichts damit machen. Die Tochter des Schreibers muß ihm sogar das Brod abschneiden.

— Die Tochter?

Von der „Tochter des Schreibers" war die Heuchlerin völlig überrascht. Sie wurde feuerroth im Gesichte.

— Ja, Mamsell, die Frau des armen Schreibers ist todt, und seine älteste Tochter führt ihm die Wirthschaft.

Führt ihm die Wirthschaft, und legt dem armen verwun=

deten fremden Officier das Brod vor, hilft ihm vielleicht, wahrscheinlich, noch mehr!

Emma mußte sich auf die Seite wenden, um der Magd die plötzliche Blässe ihres Gesichtes zu verbergen. Sie hatte wol einen recht tiefen Stich in das Herz bekommen.

— Und wie alt ist die Tochter?

Sie mußte die Frage thun, und wenn sie ein Verbrechen damit begangen hätte. Sie sprach sie auch leise genug aus.

— Sie ist dreizehn Jahr alt.

Emma athmete auf.

— So jung noch?

— Ja, Mamsell, armer Leute Kinder müssen früh anfangen zu arbeiten. Ich habe schon mit zwölf Jahren ausdienen müssen.

— Ach, liebe —

— Justine ist mein Name, liebe Mamsell.

— Ach, liebe Justine, der Officier hat es wol nicht zum besten in dem Hause!

— Die Leute sind brav, Mamsell, aber die Armuth kann nicht viel.

— Welch ein trauriges Loos! sagte die Mamsell, mehr zu sich als zu der Magd. Arm, verwundet, ohne Pflege, fern von Allen, die ihn lieben, ganz allein und verlassen in dem fremden Lande. — Ist er noch jung, Justine?

— Gewiß, Mamsell; solche Lieutenante sind immer noch jung.

— Und schon so elend! Ich möchte ihn wol sehen.

Das waren keine Worte der Heuchelei, und sie waren gehört von jemand, der sie nach dem Sinne und dem Willen der Sprechenden für alle Schätze der Welt nicht hätte hören dürfen.

Die Sonne war schon längst aufgegangen, als Emma in den Garten getreten war. Sie war klar aufgegangen und immer wärmer am Himmel emporgestiegen, wie eine ächte schöne Frühlingssonne. Die Luft des frühen Frühjahrsmorgens hatte sie beinahe zu einer Sommerluft erwärmt.

Ihren Strahlen hatte sich schon vor einer Weile in jenem

Hause rechts von dem der Frau Hausmann, zu welchem die Heuchlerin Emma zuletzt ihre Blicke gewendet hatte, ein Fenster geöffnet.

Es war ein Parterrefenster, das zunächst nach dem Hause der Frau Hausmann. Es ging sogar unmittelbar in den Garten der reichen Witwe, der sich an die Thüre des armen Schreibers ausdehnte.

Das Fenster hatte sich leise geöffnet; es hatte sich niemand darin blicken lassen.

Emma und die Magd hatten in dem Eifer ihres Gespräches nicht darauf geachtet.

Auf einmal erschien eine Gestalt an dem Fenster.

Ein junger Mann legte sich hinein. Ein sehr blasses, aber sehr schönes Gesicht, die Züge aristokratisch, der Ausdruck muthig, sorglos, freundlich, gewinnend. Ein echtes, junges schönes Soldatengesicht.

Der junge Mann trug einen großgeblümten Schlafrock mit weiten Aermeln. Der Aermel des rechten Armes hatte dennoch aufgeschlitzt werden müssen; er war nach außen hin mit Bändern sehr lose zusammengebunden. Der Arm hing in einer Binde von schwarzer Seide.

Emma sah die Gestalt in dem Augenblicke, als sie sich in das Fenster legte. Sie erschrak. Die letzten Worte, die sie gesprochen, fielen ihr erstickend heiß auf das Herz. Sie wollte fliehen.

Zwei Stimmen auf einmal hielten sie zurück.

— Sie wollten mich sehen, Mamsellchen? fragte freundlich der junge Mann im Fenster.

— Sie wollten ihn ja sehen, Mamsell, und nun wollen Sie fortlaufen! rief lachend die Magd.

Emma stand in höchster Verwirrung festgebannt. Konnte sie bleiben? Konnte sie aber auch „fortlaufen"?

— Der Mensch ist recht frech! sagte sie, zwar leise, aber ärgerlich zu der Magd.

— Aber er ist arm, unglücklich, verlassen! sagte desto lauter und beruhigender ihr Herz.

Und die Magd sagte: „Er war ja so freundlich, liebe Mamsell.“

Emma konnte nicht „fortlaufen“.

— Und beißen wird er sie auch nicht, Mamsell, fuhr die Magd fort.

Und ehe Emma sich dessen besinnen konnte, hatte die Magd Justine ihre Hand genommen, und sie nach dem Fenster hingezogen, in welchem der junge Mann lag. Und Emma hatte sich ziehen lassen.

Der Weg war freilich bis auf die letzten paar Schritte derselbe, der zu der Gartenthüre des Hauses der Tante führte, und in ihrer Verwirrung konnte das junge Mädchen wol meinen, die Magd wolle sie in das Haus zurückführen, und sie konnte selbst die letzten paar Schritte verkennen.

Auf einmal stand sie an dem Fenster des Nachbarhauses, und ihr Gesicht war keine zwei Fuß von dem Gesichte des fremden jungen Mannes entfernt, und ihre Hand konnte sie auf den verwundeten Arm legen.

— Mein Gott! rief sie.

Sie wollte sich in vollem Ernst von der Magd losreißen.

Aber auch der junge Mann war verlegen geworden. Er hatte das junge Mädchen vorher nicht ganz in der Nähe gesehen. Ihre jugendliche Gestalt war noch nicht voll ausgebildet. Sie war in sehr einfacher Morgenkleidung. Sie stand in vertraulichem Gespräche mit der Magd. Der junge Mann war fremd in dem Städtchen. An einem fremden Orte genirt man sich wenig. Ein vornehmer Herr ist ohnehin gewohnt, mit Bürgermädchen, zumal in einem kleinen Landstädtchen, nicht viele Umstände zu machen. Einem jungen, muthigen sorglosen Lieutenant gehört gar die ganze Welt.

— Sie wollten mich sehen, Mamsellchen? Kommen Sie dreist her, hatte er gesagt.

Wer will sich über die Worte verwundern?

Auf einmal, als das Mädchen so nahe vor ihm stand, sah er ein außerordentlich schönes, fein geschnittenes Gesicht, und in

diesem Gesichte Geist und Herz, trotz der Verwirrung, in welcher augenblicklich Geist und Herz sich befanden, für ihn die reizendste Verwirrung, die er je gesehen haben mochte.

Er wurde gleichfalls verlegen. Aber der vornehme Herr, der Mann von Welt, gebot seiner Verlegenheit, wie sie kaum aufgetaucht war.

— Mamsel, können Sie mir verzeihen?

Er sprach die Worte mit einer unverkennbaren Ehrerbietung und mit einer Wahrheit, die zugleich an den leidenden Ausdruck seines Gesichts erinnerte.

Es wäre kindisch gewesen, wenn das junge Mädchen jetzt hätte fortlaufen wollen. Und sie war kein Kind mehr; sie gewann auch ihre Geistesgegenwart wieder, und nun fühlte sie sich Dame, die die Erziehung eines adeligen Fräuleins genossen hatte.

— Mein Herr, ich hatte Ihnen die Veranlassung gegeben, sagte sie.

Nach diesen Worten wollte sie sich mit einer vornehmen Verbeugung entfernen. Aber auf einmal besann sie sich. Ihr gutes Herz hielt sie zurück.

— Und doch freue ich mich über den kleinen Zufall, fuhr sie fort. Ich höre, Sie sind erst seit kurzer Zeit hier. Es wird Ihnen hier an mancher Bequemlichkeit fehlen. Wenn Sie irgend etwas bedürfen, wenden Sie sich an meine Tante. Sie ist so gut. Sie wird Ihnen gern mit allem aushelfen, was in ihren Kräften steht.

Sie sprach die Worte so innig aus ihrem mitleidigen Herzen heraus, daß der verwundete Officier keine banale Redensart des Dankes fand. Er suchte noch danach, als das Mädchen, und zwar mit einer nur halbgemessenen Verbeugung sich entfernt hatte.

— Ein reizendes und liebes Geschöpf! sprach er hinter ihr her. — Ein lautes Lachen antwortete ihm. Es war dicht, fast unmittelbar hinter ihm.

Auf Ehre, Kappler, Du hast ein famoses Glück. Die ist verliebt in Dich, ehe sie nur ein Wort mit Dir gesprochen hat. Ich glaube, sie war es schon, noch ehe sie Dich gesehen hatte.

— Ich glaube, Du schwätzest da großen Unsinn, mein lieber Grillwitz.

— Du sagst das so ernsthaft, mein lieber Graf, daß ich kaum fürchten darf, Unsinn zu sprechen, wenn ich behaupte, daß auch Dein Herz sehr schnell Feuer gefangen hat. Freilich war es immer rasch damit bei der Hand.

Jener Lacher und dieser Sprecher war der mitgefangene Kamerad des Verwundeten, der Lieutenant Baron Grillwitz. Der Verwundete war der Lieutenant Graf Friedrich v. Kappler. Der Baron war übrigens nicht verwundet.

Er war während des kurzen Gesprächs des Grafen mit dem jungen Mädchen unbemerkt in die Stube getreten.

— Aber wer ist denn die Schöne? fuhr er fort.

— Ich kenne sie nicht.

— Noch besser. Nun, ich gratulire. Apropos, warum Du mich so früh bei Dir siehst? Mich quälte eine große Unruhe. Es gibt im Menschenleben Augenblicke von Ahnungen. Auch ich hatte einen. Ich stand früh auf, ging zur Post, und, famos, es war richtig ein Brief poste restante für mich da, von meinem Vater. Er schickt mir Geld und die Nachricht, daß er neue Schritte für meine Auslieferung gethan, und die Hoffnung eines sehr baldigen Erfolges habe.

— Ich wünsche Dir Glück, Grillwitz.

— Du sagst das so kalt, bist Du neidisch? Das Geld gehört uns beiden, Bruder.

— Das weiß ich. Aber neidisch? Ich für meine Person sehe meine Gefangenschaft, sowie sie jetzt ist, für kein großes Unglück an.

— Ich begreife Dich nicht, Graf.

— Was hast Du denn, wenn Du ausgeliefert, wenn Du ganz frei bist?

— Meine Freiheit.

— Und was ist eine Freiheit, mit der man nichts anfangen kann.

— Nichts anfangen? Famos!



— Was kannst Du denn? Du kehrst nach Hause zurück. Dort ist kein Krieg, nicht einmal eine Armee. Aber überall sind Franzosen, die regieren und commandiren, vor deren Uebermuth und Anmaßungen sogar der König sich in den entlegensten Winkel seines Landes zurückgezogen hat. Was willst Du da mit Deiner Freiheit machen? Deines Vaters Pferde zureiten, seinen Knechten die Peitsche geben, wenn sie nicht arbeiten; vielleicht ein paar schläfrige Bauernmädchen verführen. Nenne mir mehr, wenn Du kannst.

Der Baron Grillwitz schien nicht mehr nennen zu können.

— Ich habe doch meine Freiheit, sagte er eigensinnig.

— Zum Teufel, die habe ich auch, wenn ich will. Ich habe kein Ehrenwort gegeben, mich nicht zu entfernen. Man forderte es von mir, ich verweigerte es. Ich stehe daher, ich weiß es, unter polizeilicher Aufsicht. Aber meinst Du wirklich, daß diese mich hindern könne, nach Hause, nach Preußen zurückzukehren, in dem Momente, wo es mir gefällig ist? Und gefällig ist es mir, sobald dort etwas zu machen ist, und das kann lange dauern, es kann aber auch bald kommen, denn über kurz oder lang, einmal muß es doch wieder anders werden, einmal kommen wir doch wieder obenauf. Und bis dahin will ich nicht zu Hause hinterm Ofen liegen, und von jedem alten Weibe und jedem Lump mich bedauern lassen. Da ziehe ich es in der Fremde vor, wo man doch Interesse erregt, von schönen Mädchen bemitleidet wird, und Abenteuer haben kann.

Der Baron Grillwitz lachte.

— Auf Ehre, ein famos fulminanter Leichtsinn.

— Ich denke, es ist auch etwas Philosophie darin.

— Die Philosophie des Leichtsinns.

— Vielleicht zum Theil. Ganz schon vermöge meiner Verhältnisse nicht.

— Wie so, Graf?

— Du kennst sie. Meine Eltern haben glücklicherweise ihr ganzes Vermögen durchgebracht; mein Vater durch seinen unverwüstlichen Leichtsinn, meine Mutter — Du weißt, sie ist aus

einem armen fürstlichen Hause — durch ihren fürstlichen Stolz. Wir haben noch Güter, aber nicht die Ziegel auf den Dächern gehören uns, wenn die Schulden abgezogen werden. Und das wird bald geschehen. Die Gläubiger haben schon lange mit Sequestration und Subhastation gedroht. Bisher vergeblich. Mein Vater war Gesandter, meine Mutter hatte Connexionen bei Hofe, ich war im Kriege. Aber was wird jetzt noch den Gläubigern im Wege stehen und uns schützen? Und dann, wenn ich heute nach Hause zurückkehre, ich fände nicht einmal Pferde, die ich zureiten, und Knechte, die ich mit der Peitsche zur Arbeit treiben könnte, ich möchte mich denn bei fremden Leuten dazu verdingen wollen. Und das müßte ich am Ende, um nur ein Obdach im Vaterlande zu finden. Ich wünsche Dir von Herzen Glück, Grillwitz, aber auch mir.

— Hm, Graf, sagte der Baron Grillwitz. Du bist zwar ein leichtsinniger Mensch, aber Du hast doch immer etwas famos Apartes. Aber wie gefällst Du Dir denn hier? Ein famos kleines schlechtes Nest! Aber ah, ich dachte nicht daran, daß Du schon eine Unterhaltung hier gefunden hast. Ich bedaure nur, daß ich Dich störte.

— Soviel ich weiß, Grillwitz, hast Du nichts gestört, mich am allerwenigsten.

— Ah, Du bist ärgerlich. Nun, verzeihe mir. Ich lasse Dir freies Feld bis um elf Uhr. Dann darf ich Dich ja wol abholen?

— Laß mich heute noch zu Hause. Die Reise hat mich angegriffen, mein Arm schmerzt mich von neuem.

— Ah, famos! Du willst das Eisen bei Deiner schönen Nachbarin schmieden, so lange es glüht. Aber Du hast Recht. Ich pflege es auch so zu machen. A revoir, Graf. Ich freue mich doch auf die Auslieferung.

Der Baron Grillwitz ging singend fort.

Der Graf Kappler zog eine alte Klingelschnur, die in seinem engen Stübchen hing.

Die älteste Tochter seines Wirthes, ein geschäftiges Mädchen

von etwa dreizehn Jahren, erschien, um sich zu erkundigen, was er wünsche.

— Wer wohnt in dem Hause hier links?

— Eine sehr reiche Frau, Madame Hausmann.

— Sie hat eine Tochter?

— Sie hat gar keine Kinder. Seit gestern Abend ist aber ihre Nichte bei ihr.

— Seit gestern Abend?

— Sie war seither auf dem Gute Honek, zwei Meilen von hier.

— In welcher Eigenschaft?

— Sie ist die Freundin des Fräulein v. Honek. Sie ist mit dieser zusammen erzogen. Sie soll sehr gescheit sein und viel gelernt haben.

— Und warum hat ihre Tante sie zu sich genommen?

— Sie hat ihren Mann und ihre Kinder verloren; sie ist so ganz allein. Und nun will sie die Nichte zu ihrer einzigen Erbin einsetzen. Ach, die wird sehr reich, die reichste Erbin in der ganzen Gegend, und — kann noch einmal einen Grafen heiraten. Aber was schwätze ich da? Nehmen Sie es mir nur nicht übel, Sie sind ja auch ein Graf.

Der Graf Kappler wußte genug. Er fragte nicht mehr, er träumte.

Während dieser Unterredungen in dem Stübchen des verwundeten Officiers fand nebenan in dem Hause und in der Stube der Frau Hausmann ein anderes Gespräch statt.

— Ich habe den verwundeten Officier gesehen, Tante, sagte Emma.

— Sieht er wirklich so elend aus? fragte die Tante.

— O, recht sehr. Und den Arm muß er noch immer in der Binde tragen.

— Er leidet also wol recht viel?

— Und ist so allein, so ohne alle Pflege.

— Wenn ich nur wüßte, womit man dem armen Menschen helfen könnte, Emma.

— Ich weiß es auch nicht, Tante. Er ist zwar arm, aber er ist von Adel, Graf; man wird die Sache mit Umsicht und Behutsamkeit einleiten müssen.

— Das meinte ich, mein Kind. Ich konnte nur die rechten Worte nicht finden. Was meinst Du, wenn Du Dich näher nach ihm umsähest und erkundigtest. Es ist ja so hübsches, warmes Wetter, daß Du ihn gewiß oft im Garten treffen kannst, ohne daß er die Absicht merkt.

— Recht gern, liebe Tante.

Wer zweifelt daran, daß das unbefangene Mädchen von siebzehn Jahren dem Wunsche der gutmüthigen, mitleidigen und ebenso arglosen Tante „recht gern" entgegenkam?

Nach acht Tagen befand sich über die Hälfte der schönen Frühlingsblumen, die hinter dem Fenster in der Stube der Tante gestanden hatten, in dem kleinen Stübchen des verwundeten Grafen. Damit hatte „die Hilfe" begonnen. Der Graf liebte die Blumen, und sie erfrischten die Luft in seiner engen feuchten Stube.

Ein paar Tage später durfte die Magd Justine in dasselbe Stübchen einen delicaten Kuchen tragen, „mit einer höflichen Empfehlung von Madame Hausmann, und der Herr Graf möge es doch ja nicht übel nehmen".

Der Graf unterdeß? Und Emma?

— Famos! sagte der Baron Grillwitz. Dieser gute Graf ist ja nie mehr zu Hause. Immer in dem Nachbarsgarten. Und da hilft er mit seinem linken Arm so flink Spaten und Harken tragen, und Erbsen in die Löcher werfen, und Erbsenstangen einsetzen, als wenn er ein gelernter Gärtner wäre. Famos! Ist das denn mehr als Pferde zureiten und faule Knechte durchprügeln und träge Bauerndirnen verführen? Hm, hm, träge ist sie nicht, und auch keine Bauerndirne, wahrhaftig nicht. Sie kann so famos das Air einer vornehmen Dame annehmen, daß ich mich noch nicht in den Garten habe hineinwagen dürfen. Und vorstellen will mich der Graf ihr nicht. Ha, er fürchtet mich, er ist eifersüchtig! Nun, er hat keine Ursache. Im Sturm ist die

nicht zu erobern, das sehe ich schon. Und monatelang den seufzenden Seladon machen? Pah! In vierzehn Tagen muß meine Auslieferung kommen, und dann — gehe ich doch lieber auf die Güter meines Vaters.

Nach vierzehn Tagen kam in der That seine Auslieferung; er konnte frei in seine Heimat zurückkehren; er sollte sich nur verpflichten, in den ersten fünf Jahren in keinen Militärdienst zu treten.

Er eilte jubelnd zu seinem Freunde, ihm sein Glück zu verkünden und zugleich Abschied zu nehmen.

Der Graf war, wie gewöhnlich, im Garten der Frau Hausmann, der durch ein offenes Pförtchen nachbarlich mit dem des Schreibers verbunden war. Er war auch, wie gewöhnlich, nicht allein da. Er hatte seiner Nachbarin, der jungen und schönen Mamsell Emma, geholfen, die Erbsen, die sie beide gepflanzt hatten, und die schon mächtig in die Höhe gewachsen waren, an den Stangen zu befestigen. Sie ruhten jetzt beide in einer Laube aus, um die das Geißblatt schon recht tüchtig rankte.

Diesmal mußte der Baron den fremden Garten betreten, ohne vorgestellt zu sein.

Er theilte seine Nachrichten mit.

— Ich wiederhole meinen Glückwunsch, sagte der Graf.

— Ja, Graf, das Gefühl der Freiheit ist ein famoses Gefühl.

Emma hatte dem Baron mit mehr Aufmerksamkeit zugehört, als er wohl erwartet hatte. Sie hatte etwas auf dem Herzen.

— Und Sie wollen, fragte sie ihn, wirklich Ihr Ehrenwort geben, in fünf Jahren keine Dienste zu nehmen? Auch nicht in die Armee Ihres Königs zu treten?

Ihr Gesicht war geröthet, während sie die Frage that, und wahrlich nicht aus Verlegenheit oder Scham, daß sie sich in ein ihr fremdes Gespräch gemischt hatte.

Der Baron sah sie nur wenig verwundert an.

— Es ist das kriegs- und völkerrechtlich, antwortete er belehrend.

Aber das junge Mädchen war für seine Belehrung unzugänglich.

— Und wenn nun unterdeß Ihr König riefe? sagte sie, und sie sah ihn dabei so stolz und beinahe zornig an. Wenn er alle seine tapfern und treuen Officiere an seine Seite riefe, zum Kampfe gegen den uns Fremden, den Feind, den Unterdrücker, und alle Ihre Cameraden kämen, und Sie allein müßten zurückbleiben!

Wir haben schon einmal gesehen, daß der Baron Grillwitz an den Sätzen, die er einmal aufgestellt hatte, eigensinnig festzuhalten pflegte.

— Aber ich versichere Sie, Mamsell, sagte er, es ist das völlig kriegs- und völkerrechtlich.

Er hatte jedoch vor dem stolzen und zürnenden Blick der Mamsell unwillkürlich die Augen niederschlagen müssen.

Der Graf Kappler erhob dagegen mit einer desto stolzeren Freude seine Augen zu denen des schönen, muthigen, entschlossenen Mädchens.

— Famos, famos! sagte gleich nachher der Baron Grillwitz, als er ging, und der Graf ihn bis an den Ausgang des Gartens begleitete. Die hat ein Air, als wenn sie vom ältesten Adel wäre. Und, nicht wahr, Graf, ihr Vater war Bedienter?

— Ja, er war Bedienter.

— Und in Dich ist sie reinweg, Graf. Teufel, Ihr leichtsinnigen Menschen habt doch Glück. Nun, ich wünsche es Dir. Nur schade, schade —

— Was ist schade?

— Sie soll über hundert tausend Thaler haben.

— Wie?

— Teufel, wenn ich an Deiner Stelle wäre —

— Was würdest Du thun?

— Ich weiß es wahrhaftig nicht. Wenn man auch ein Mädchen von hunderttausend Thaler verführt, so hat man dadurch die hunderttausend Thaler noch nicht. Und heiraten? Sieh, Graf, ich glaube, Deine und meine Güter, die wir freilich

noch erst zu erwarten haben, sind, wenn wir auch die Schulden abziehen, die darauf haften, zusammen noch keine hunderttausend Thaler werth; aber heiraten? Wenn der Vater nur nicht diesen famosen Stand eines Bedienten gehabt hätte. Du wirst also doch wol beim Verführen bleiben müssen. — Aber lebe wohl, lieber Graf. — Bei Gott, ich fühle Thränen in meinen Augen. Famos! Wir sind so lange Leidensgefährten gewesen, und nun müssen wir uns trennen. Umarmen wir uns, Graf. Die Rührung übermannt mich sonst.

Sie umarmten sich und trennten sich.

Wieder vierzehn Tage später konnte man den Grafen Kappler und Mamsell Emma Gödeke zwar nicht mehr in dem Garten, aber desto mehr und desto näher an einem andern Orte beisammen sehen.

Der Graf hatte seinen noch immer nicht geheilten Arm bei den gemeinschaftlichen Gartenarbeiten wol zu sehr angestrengt. Das Frühjahr hat zudem allerlei Eigenschaften. Es treibt frische Säfte in die Bäume, und Knospen und Blüthen aus ihnen heraus. Es treibt frische Liebe in junge Herzen, und schlägt ihnen dadurch frische junge Wunden. Es reißt aber auch gern alte Wunden, wenn auch nicht der Herzen, doch der Arme und Beine auf, podagragische und andere.

Dem Grafen hatte zuerst sein Arm ungewöhnlich geschmerzt. Dann hatte sich Entzündung daran gezeigt. Dann hatte der Arzt ein bedenkliches Gesicht gemacht. Dann war der Arm plötzlich sehr schlimm geworden, und der Graf lag eines Morgens im Phantasiren eines heftigen Wundfiebers.

Der Arzt schüttelte nicht *mehr blos bedenklich*, sondern besorgt, ängstlich den Kopf.

Er war der einzige Arzt des Städtchens. Er war also auch der Hausarzt der Madame Hausmann. Als er mit dem besorgten ängstlichen Gesichte aus der Wohnung des Kranken kam, trat ihm mit noch ängstlicherem Gesichte Emma entgegen, und er mußte mit ihr zur Tante gehen, die ja nicht minder wie ihre

Nichte für den armen verwundeten Officier sich interessirte. Er mußte über den Kranken berichten.

— Es steht schlecht um ihn, Herr Doctor?

— Ja, Madame; es ist Gefahr da.

— Mein Gott, er wird doch nicht sterben?

— Mamsell, der Arzt kann bei keiner Krankheit für den Ausgang einstehen.

— Sie fürchten also?

— Der Arzt hilft wie er kann und fürchtet alles, hofft aber auch alles.

— Und was ist der Grund seiner Krankheit?

— Seine Armwunde.

— Nach so langer Zeit?

— Meine Damen, es ist eine Schlachtenwunde; die haben ihre eigenen Schicksale.

— Wie so, Herr Doctor?

— In einer Schlacht, meine Damen, warten die Kugeln und die Säbel und Bajonnete nicht darauf, ob ein Arzt bei der Hand ist, der dem Verwundeten sogleich zur Hilfe sein kann. Da gibt es in Einer Stunde tausend, fünftausend, zehntausend Verwundete, und um sie alle zu verbinden, zu amputiren, zu schneiden, zu heilen und nicht zu heilen, auf hundert Mann vielleicht einen einzigen Arzt. Da dauert es Tage, Wochen, ehe dem Einzelnen seine Wunde nur kann besichtigt, geschweige verbunden oder sonst einer Heilung unterworfen werden. Und wo muß er unterdeß darauf warten? In einer elenden Barake, in einer offenen Scheuer, im Gehölze oder sonst in freier Luft, in Wind und Regen, in Schnee und Frost, in brennender, versengender Sonnenhitze. Endlich kommt die Reihe an ihn. „Rasch, rasch, nur voran!" ruft schon von Weitem der ungeduldige Arzt, auf dessen Messer noch viele Hunderte warten. Rasch operirt er, sondirt, schneidet, verbindet er. „Fort! Ein Anderer werde gebracht. Nach acht oder vierzehn Tagen werde ich nachsehen." — Die junge, frische, kräftige Natur hilft. Der Arzt hat nur dem Brand gewehrt. Sie hilft, aber wie? Andere Hilfe kommt ihr

wenig oder gar nicht zugute. Was für Hilfsmittel hat der arme verwundete Soldat im Felde? Zumal wenn seine Armee geschlagen, besiegt ist? Wenn er gefangen und vom Feinde herum-, gar in des Feindes Land hineingeschleppt wird? Dazu ist eine solche junge, frische Natur eine sehr leichtsinnige. Hat sie den gefährlichsten Feind besiegt, wie sollte sie Nachläufer *fürchten?* So tritt keine gründliche Heilung ein, und das Ende trägt die Last. — Sie sind bleich geworden, Mamsell! Ich habe wol etwas zu lebhaft geschildert. Nehmen Sie Hoffmannstropfen, zehn Tropfen auf Zucker.

Aber Emma hatte sich schon wieder erholt.

— Hat er dort auch ordentliche Pflege, Herr Doctor?

Der Arzt zuckte die Achseln.

— Die Leute thun gewiß, was sie können, aber sie sind selbst arm; die älteste Tochter, der alles zur Last liegt, ist noch ein Kind, unerfahren.

— Tante, liebe Tante!

— Was willst Du, mein Kind?

— Ach, ich habe eine schwere Bitte auf dem Herzen.

— Sprich sie aus, Emma. Aber nein, ich kenne sie schon —

— Und Du gewährst sie?

— Ich hatte ja schon selbst daran gedacht.

— O, meine beste, meine gütigste Tante!

— Herr Doctor, kann der Kranke ohne Gefahr hieher in mein Haus gebracht werden?

— Gewiß, Madame, und wenn Sie ihn zu sich nehmen wollten —

— Allerdings will ich das.

— Sie nehmen mir die schwerste Sorge für ihn vom Herzen. Bei der Pflege, die Ihr Haus für ihn bieten kann, glaube ich —

— Sie stehen für sein Leben ein, lieber Herr Doctor?

— Mamsell, ich will alles thun, um nichts mehr für ihn fürchten zu müssen, aber alles für ihn hoffen zu dürfen.

— Wir lassen ihn gleich hieher bringen, nicht wahr, Tante?

— Wenn der Herr Doctor nichts dagegen hat.



— Ich werde im Gegentheil den Transport leiten.

Emma flog, das Krankenzimmer für den verwundeten Officier zu bereiten.

Unter der Leitung des Arztes war der Kranke in der nächsten Viertelstunde hineingebracht.

Sechs Wochen waren vergangen. Die Frühlingssonne schien mit ihrer vollen belebenden, erfrischenden Kraft.

Der Graf Kappler saß in seiner Stube im Hause der Madame Hausmann. Er hatte eine sehr schwere Krankheit durchgemacht. Er war auf der Besserung, aber er mußte noch das Krankenzimmer hüten. Die Frühlingsluft, wie belebend und erfrischend sie war, hatte zugleich eine Schärfe, die für die noch immer vorhandene Schwäche des Genesenden nicht zuträglich gewesen wäre. Er hatte nur das Fenster öffnen dürfen, um den süßen Duft der Blumen und Blüthen des Gartens in das Zimmer hineinzulassen.

Er war nicht allein. Emma war bei ihm mit einem ganzen Haufen Bücher.

Die Tante war auch da gewesen. Sie ward vor wenigen Augenblicken hinausgerufen.

Emma las aus einem der Bücher vor. Sie hatte auf den ausdrücklichen Wunsch der hinausgegangenen Tante sich darin nicht unterbrechen dürfen.

Es waren die deutschen Classiker, die Emma mitgebracht hatte. Aus Lessing's Minna von Barnhelm las sie vor. Sie las schön, edel, ausdrucksvoll mit einer schönen Stimme. Aber der Genesende hörte nur noch zerstreut, unruhig zu. Er warf so eigene sonderbare Blicke auf die Vorleserin. Er konnte es frei, ungehindert, sie hatte ihre Augen nur auf das Buch, auf die Buchstaben gerichtet.

Er wurde unruhiger. Er mußte aufstehen.

— Das Lesen greift sie an, Herr Graf?

— Nein, nein. Fahren Sie fort. — Doch nein, fahren Sie nicht fort.

Er war näher zu dem Fenster hingetreten. Er kehrte zu dem jungen Mädchen zurück.

— Mamsell Emma, Emma!

— Mein Gott, Herr Graf, Sie sehen so blaß aus. Fehlt Ihnen etwas?

— Nichts, nichts. Ich habe nur etwas auf dem Herzen. Gegen Sie, Emma.

— Gegen mich?

— Liebe Mamsell Emma, liebe Emma! Ich habe eine Mutter, aber, wenn sie mich auch mehr liebte, wie je eine Mutter ihren Sohn geliebt hat, sie hätte nicht mehr für mich thun können, als Ihre gütige Tante für mich gethan hat.

— Meine Tante ist gut, o, so gut! Aber was sie für Sie gethan hat —

— Ich habe keine Schwester, Emma; aber hätte ich die geliebteste und die liebendste Schwester von der Welt, die Sorge, die Güte, die Pflege, die Sie, Emma, mir gewidmet haben, sie hätte sie für mich nicht haben können. Wie soll ich Ihnen danken? Wie kann ich es? Wie kann man jemals genug dem danken, dem man das Leben verdankt?

Der Graf hatte die beiden Hände des jungen Mädchens ergriffen. Er drückte sie. Seine Augen sahen mit inniger Liebe in die ihrigen.

Emma war verwirrt. Sie schlug die Augen nieder. Aber die Hände ließ sie ihm. Und sprechen konnte sie kein Wort. In solchen Augenblicken vergißt ein Mädchen von siebzehn Jahren alle ihre Mädchen-Philosophie.

Auch der junge Graf war plötzlich verwirrt geworden. Er hatte wol noch Worte genug, Gefühle, Gedanken. Aber er wagte nicht, sie auszusprechen.

Er suchte den Blick ihrer Augen, als wenn er darin den Muth finden wollte, der ihm fehlte.

Da kehrte die Tante zurück, und alle Verlegenheit und Verwirrung hatte ein Ende.

— Die Tante! rief, als der Schritt noch draußen war,

das Mädchen, und sie griff schnell wieder zu der Minna von Barnhelm. — Und der Graf setzte sich wieder hin, um zuzuhören.

Aber Ruhe konnten sie beide nicht wieder gewinnen.

Emma verließ bald mit der Tante das Zimmer. Brennende Blicke des Grafen folgten ihr, als wenn sie die schöne Gestalt verschlingen wollten.

— Teufel, sagte er dann, beinahe wäre ich ein großer Narr gewesen. Die Alte kam zur rechten Zeit zurück.

Der Lieutenant Baron Grillwitz mochte doch wol Recht haben, daß sein Camerad ein famos leichtsinniger Mensch sei.

Vielleicht war er es aber auch nur gewesen, und die Verirrung, das bessere Gefühl für eine Narrheit zu erklären, war nur noch ein letzter Rest, eine Erinnerung jenes früheren Leichtsinns?

Qui vivra verra!

Acht Tage, diesmal nur acht Tage später, schrieb der Graf Kappler folgenden Brief an seinen Vater:

„Mein lieber gnädiger Papa!

Dieser Brief wird Sie einigermaßen überraschen. Er soll Ihren und meiner gnädigen Mama Segen zu einer Verbindung erbitten, zu der ich nach sehr reiflicher Erwägung mich entschließen möchte. Ich zähle jetzt beinahe siebenundzwanzig Jahre. Ich habe mein Leben genossen wie jemand, der eben nur für die Gegenwart lebt. Es drängt sich mir jetzt der Gedanke an die Zukunft auf. Ich habe es in dem eben genannten Alter nur bis zum Seconde-Lieutenant gebracht; das Avancement war schlecht in der Armee. Es wird für die nächste, wahrscheinlich für längere Zeit noch schlechter sein. Andererseits sind unsere Güter verschuldet, überschuldet; Sie, gnädiger Papa, wissen das am besten. Nun habe ich hier die Bekanntschaft einer jungen Dame gemacht, die ein disponibles Vermögen von allermindestens hunderttausend Thalern und außerdem viele Vorzüge des Geistes und des Körpers besitzt. Sie liebt mich, und ich kann nicht leugnen, daß auch ich eine aufrichtige Neigung für sie hege. Sie hat zwar den Einen Fehler, daß sie nicht von Adel, sondern nur von bürger-

licher Herkunft ist. Bei jenen Eigenschaften aber hoffe ich, daß meine gütigen Eltern diesen Fehler umsomehr übersehen werden, als wir überhaupt einer Zeit entgegenzugehen scheinen, in welcher Vorzüge und Rechte der Geburt mehr und mehr anderen, materiellen Interessen weichen müssen. Mit der Wiederholung meiner Bitte um Ihre gütige Einwilligung verharre ich, mein lieber gnädiger Papa,

Ihr unterthäniger gehorsamer Sohn
Friedrich Graf Kappler."

An demselben Tage erhielt Emma Gödeke einen Besuch von ihrer Freundin, dem Fräulein v. Honek.

Die beiden Freundinnen hatten sich seit beinahe acht Wochen, dem Beginne der Krankheit des Grafen, nicht gesehen.

Das Fräulein sah die Freundin mit einer gewissen Verwunderung, dann mit Kopfschütteln an. Sie hatte wol recht viele Fragen auf dem Herzen. Und Emma hatte auf dem schweren Herzen wol noch mehr Antworten.

Sie sahen sich in Gegenwart der Tante. Sie mußten beide schweigen.

Aber als sie bald nachher in dem Garten, in der dunkeln, verschwiegenen Jasminlaube allein waren, da konnten die Herzen sich öffnen und erleichtern. Und es geschah mit den allerersten Worten.

— Aber Emma, was ist Dir? Du siehst so verändert aus, so traurig, so unglücklich, so herzenskrank.

Ein Strom von Thränen schoß aus den Augen Emma's und unter Thränen rief sie: „Er ist ein Graf!" Sie mußte das Gesicht an der Brust der Freundin verbergen. Josepha brauchte nicht zu fragen, wer denn ein Graf sei.

— Ah, Unglückliche, das ist es!

— Ja wol ich bin eine Unglückliche.

— Und, weine arme Emma, ich kann Dir keinen Trost geben.

— Niemand kann ihn mir geben.

— Seine Familie ist zwar arm —

— Ich weiß es, er selbst hat es mir gesagt. Sie besitzen nichts als weit überschuldete Güter.

— So sagt auch mein Vater, der von den Verhältnissen der Familie unterrichtet ist. Der Vater durch einen großen Leichtsinn, und die Mutter, eine geborne Prinzessin, durch noch größeren Stolz, haben das Vermögen ruinirt.

— Davon hat er mir nie gesprochen.

— Das ist brav von ihm.

— Er ist überhaupt so brav, liebe Josepha. Er ist zwar leichtsinnig gewesen. Er hat es mir selbst gesagt. Aber jetzt ist er so gut, so sinnig, so achtungsvoll gegen meine Tante, gegen mich, gegen alle Leute, die doch im Stande so tief unter ihm stehen. Er behandelt mich, als wenn ich eine Gräfin wäre. Und dabei ist er so unglücklich!

— Ja, ja, Emma, Unglück, Güte und Respect vornehmer Herren, das sind die gefährlichsten Feinde für arme Mädchenherzen.

Das Fräulein Josepha hatte ihre Mädchen-Philosophie noch behalten können; ihr Stündlein hatte noch nicht geschlagen.

Der armen Emma war sie längst ausgegangen.

— Feinde? fragte sie mit dem liebenden Herzen.

— Sie waren, sie sind auch Deine, fuhr Josepha fort. Mögest Du sie noch besiegen können. Deine, wenn Du auch reich bist, und wenn ich auch früher sagte, der Reichthum gleiche Adel und vieles andere aus, so ist doch, nach den Nachrichten meines Vaters, die Familie des Grafen sehr stolz, und daß die Armuth eine stolze adelige Familie nur noch stolzer macht — ach, ich glaube, davon kann ich selbst ein Liedchen singen. Also, mein armes Kind, schlage ihn Dir aus dem Sinne.

— Kann ich denn? Kann ich? Und Du sagst das so kalt.

Die Mädchen weinten darauf wol beide recht bitterlich. Aber die Eine konnte keinen Trost geben, und die Andere konnte keinen Trost finden.

So mußten sie scheiden.

Vierzehn Tage später bekam der Graf Kappler Antwort von seinem Vater.

„Mein lieber Sohn!

Dein Brief hat mich nicht im geringsten überrascht. Ich habe aus ihm nur ersehen, — zwischen den Zeilen — daß Du jetzt erst recht, freilich unter einer etwas veränderten Firma, anfangen willst, Dein Leben zu genießen, und daß Du zugleich ein kleiner Heuchler geworden bist, das letztere mehr gegen Dich als gegen mich. Ich finde nun beides durchaus natürlich, und gebe Dir deshalb gerne die von Dir erbetene väterliche Einwilligung. Sie kommt zu Deiner Legitimation hiebei unter gerichtlicher Verbriefung, in aller Form Rechtens. Was das bürgerliche Herkommen Deiner künftigen Gattin betrifft, so scheinst Du Dir mehr Scrupel darüber zu machen als ich, selbst als Deine Mutter. Du hast ganz recht in dem, was Du von der Zeit schreibst, der wir entgegengehen. Du hast nur nicht die vollständigen Consequenzen daraus gezogen. Du weißt, wie der Reichs-, eigentlich der herzoglich nassauische Freiherr v. Stein jetzt bei uns herrscht. Entweder schlagen nun seine Ideen durch, dann hat er seine Absicht erreicht, den ihm verhaßten armen preußischen Adel völlig zu vernichten, und auf Deine Mesalliance kommt gar nichts an, oder, es gelingt uns, diese Stein'schen Ideen abzuwehren, dann wird es auch schon Mittel geben, Dich zu rehabilitiren. Lebe wohl. Mit Deiner Mutter grüßt Dich

Dein Vater
Oscar Graf Kappler.

Apropos, Du hast uns nicht den Namen Deiner Zukünftigen geschrieben. — Gelegentlich erfahren wir ihn wol von Dir."

— Rehabilitiren! sagte der Graf Friedrich v. Kappler zu sich, als er den Brief gelesen hatte. Was soll das Wort bedeuten?

Aber er zerbrach sich nicht weiter den Kopf darüber. Der übrige Inhalt des Briefes schien ihn gar nicht anzufechten.

Eine Stunde nachher war Emma Gödeke, die Tochter des Bedienten, die Braut des Grafen Kappler, des Sohnes einer gebornen Prinzessin des weiland heiligen römischen Reiches.

Und sie war eine glückliche Braut.

Als sie am andern Tage mit ihrem Bräutigam in Schloß Honek ankam, um dort Besuch zu machen, fiel sie der Freundin mit hellen Freudenthränen in die Arme.

Und als die beiden Mädchen nach der ersten Freude der Begrüßuug in den Schloßgarten gingen, und Arm in Arm in der Ulmen-Allee wandelten, die nicht mehr nackt und kahl, sondern frisch und voll belaubt war, da machten sie nun beide den Satz wahr, daß vor den Thatsachen alle Mädchen- wie andere Philosophie ein Ende hat. Die Eine scherzte nur, die Andere konnte nur erröthen.

— Ach, Emma, Du fühlst Dich ganz glücklich?

— Ganz, ganz; mein Friedrich ist so gut!

— Und Du denkst nicht mehr an Deine Knaben, die sich erröthend abwenden müßten?

— O, schweig, Josepha.

— Und nicht an Deine Töchter, denen Du das Herz brechen müßtest?

— Ich war eine Thörin.

— Das wollte ich hören, und ich freue mich, daß ich es höre. Nur noch die Furcht solcher Vorurtheile hätte Dich unglücklich machen können. Ich mußte für Dein Glück die Ueberzeugung haben, daß Du sie ausgerottet hast. Die Liebe vermag viel. —

— Sie vermag alles.

— Alles? sagte träumend das Fräulein.

— Ich fühle es, und auch Du wirst es fühlen.

— Werde ich —?!

Die Hochzeit des jungen Paares war noch im Sommer. — Der Hochzeit folgte eine glückliche Ehe. Emma liebte ihren Gatten. Ihr Gatte liebte sie. Beide liebten und verehrten die Tante, wie ihre Mutter.

Die Tante hatte ihnen ihr geräumiges Haus einrichten lassen, daß der stolzeste und reichste Edelmann sich nicht schämen durfte, darin zu wohnen. Die jungen Leute konnten außerdem über die Börse der Tante gebieten, wie sie wollten. Die beschei-

dene junge Frau machte nur wenigen Gebrauch davon, und ihr Mann war noch bescheidener als sie.

Das Glück der Ehe wurde noch erhöht durch zwei Kinder, zuerst eine Tochter und dann einen Sohn, welche die Gräfin in den ersten drei Jahren ihrem Manne gebar. Es waren ein paar allerliebste Kinder.

So waren beinahe vierthalb Jahre ihrer Ehe verflossen.

Da — gegen das Ende des Jahres 1811 — erhielt der Graf einen Brief von seinem Vater, der die einfache Einladung zu einer Zusammenkunft an einem bestimmten Orte der Grenze des Königreichs Westfalen enthielt. Es werde dem Vater lieb sein, wenn der Sohn allein, ohne seine Familie, komme. Der Graf folgte der Einladung.

Die Reise war nur eine kurze; die Trennung der Gatten sollte nur zwei Tage dauern.

Sie trennten sich ohne Ahnungen. Sie sollten sich dennoch als Gatten nicht wiedersehen.

— Ach, lieber Fritz, empfing der Vater, der noch im Alter leichtfertige Graf, der gewandte und gewissenlose Diplomat, den Sohn, ach, Fritz, zunächst habe ich eine Ueberraschung für Dich.

— Und welche, mein Vater?

— Du bist frei, Deiner Gefangenschaft völlig entlassen, ohne irgend eine Bedingung. Hier die Urkunde des westfälischen Kriegsministers.

— Ich bin Ihnen sehr dankbar, lieber Vater.

— Den Dank schuldest Du Deiner Mutter. Sie hat sich sehr viele Mühe gegeben. Und ich hoffe, um ihr Deine Schuld abzutragen, reisest Du gleich mit zu ihr.

— Gleich von hier?

— Sie erwartet Dich. Du weißt, sie hält auf Etikette.

— Aber ich habe von meiner Frau, von meinen Kindern nur bis morgen Abschied genommen.

— Du schreibst Deiner Frau.

— Dürfte ich sie nicht abholen? Mit zur Mutter führen?

— Nicht jetzt. Später — wenn Du später —

— Wenn ich, Vater?

— Wenn Du später noch Lust dazu haben solltest.

— Aber wie das, lieber Vater?

— Auch davon später. Jetzt zu den Gründen, die Deine sofortige Abreise mit mir nöthig machen.

— Eine Nothwendigkeit läge dafür vor?

— Allerdings, mein Gönner. Zuerst jene Pflicht der Dankbarkeit gegen Deine Mutter.

— Ich könnte mich schriftlich an sie wenden.

— Gegen die Achtung. Sodann, Du weißt doch, daß der Hof wieder in Berlin ist?

— Ich weiß es.

— Auch daß die Stein'schen Ideen dort von neuem an Terrain gewinnen?

— Stein hat ja schon längst das Land verlassen müssen.

— Sein verdammter Geist ist leider zurückgeblieben, und seitdem die Königin todt ist — ein großer Verlust, mein Sohn.

— Gewiß, Vater, sie war eine edle, hochherzige Dame.

— Auch in einem andern Sinne, als Du das meinst, denn ich sehe, Du bist sentimental geworden, mein Vortrefflichster.

— Ich verstehe Sie nicht, Vater.

— Es kommt auch nicht darauf an. Also seit einiger Zeit wuchern oder spuken jene Stein'schen Ideen wieder in Berlin. Selbst am Hofe. Der gute König hat sich von ihnen und ihren Trägern befangen lassen. Dem muß entgegengewirkt werden, wenn der preußische Adel nicht zu Grunde gehen soll. Wir müssen alle Segel aufspannen. Wir müssen in der Umgebung des Königs das Uebergewicht zu gewinnen suchen. Auch Du mußt an den Hof.

— Ich, lieber Vater?

— Du bist gewandt. Du bist ein hübscher Mensch geblieben. Deine Verwundung, Deine Gefangenschaft, Deine Leiden, selbst Deine Mesalliance machen Dich interessant. Daß Du den Orden pour le mérite erhältst, dafür werde ich sorgen.

— Und was soll ich am Hofe?

— Für unsere Sache wirken; das weitere wird sich finden.

— Aber lieber Vater, Sie vergessen, daß meine Frau nicht an den Hof darf.

— Als Tochter des Bedienten, nein.

— Vater, ich bitte —

— Indeß, eben darum nimmst Du sie nicht mit, bleibt sie in ihrer Heimat.

— Ich sollte mich von ihr trennen?

— Warum nicht?

— Nie, Vater!

— Pah, mein Gönner!

— Nie!

— Auch nicht, wenn die Pflicht, wenn die Ehre, wenn das Vaterland, wenn Dein König Dich ruft?

— Wie, mein Vater?

— Ei, mein Vortrefflichster, Du magst seit einigen Jahren einen außerordentlich sentimentalen und liebenswürdigen Ehemann abgegeben haben, aber Du wirst es mir nicht übel nehmen, wenn ich Dir bemerke, daß Du um Deinen König, um Dein Vaterland, um Deinen Stand Dich verzweifelt wenig bekümmert hast. Freilich in den Kreisen, in denen Du Dich bewegtest —

— Vater, ich bat schon einmal.

— Ich vergaß; entschuldige. — Wir sprachen also von Ehre und Pflicht und dergleichen. Du hast doch den Sinn dafür nicht vorloren?

— Ich werde ihn nie verlieren.

— Charmant. Ich weiß nicht, ob Du schon von einem Tugendbunde gehört hast?

— Nein.

— Ah, man hat Dich also verloren gegeben, ich bedaure das.

— Wie, mein Vater?

— Von den höchsten und edelsten Männern des Staates geht schon seit Jahren eine geheime Verbindung aus, die zu ihrem hohen Ziele sich die Errettung des Vaterlandes, seine Befreiung aus den Banden der Fremdherrschaft gesetzt hat.

Der Sohn erröthete. Der Stolz des Gedankens an die Befreiung des Vaterlandes trieb ihm das Blut in die Wangen.

— Der Verein, fuhr kalt der Diplomat fort, umfaßt alle hoch- und edelgesinnten Männer des Vaterlandes. Aber auch nur sie.

Der Sohn erröthete mehr. Die Scham, von den hoch- und edelgesinnten Männern des Vaterlandes sich ausgeschlossen zu sehen, trieb ihm das Blut höher in das Gesicht.

— Selbst, fuhr der Diplomat fort, selbst edle Frauen gehören dazu. Und mein Sohn nicht? Meinen Sohn, der die Ehre gehabt hat, unter dem tapfern Prinzen Louis zu kämpfen, an seiner Seite verwundet zu werden, meinen Sohn haben Sie übergehen, an ihn haben Sie nicht einmal denken, auf ihn haben Sie nicht rechnen dürfen in der größten Sache des Vaterlandes?

Der Vater hatte die Worte nicht mehr kalt, er hatte sie mit Feuer, mit dem Feuer eines edlen Zornes gesprochen.

Der Sohn stand in tiefer stummer Beschämung da.

Der Diplomat kannte die Menschen, auch seinen Sohn. Er wußte sie, er wußte auch ihn zu behandeln.

Er sprach wieder kalt:

— Freilich, Du warst bisher Gefangener. Jetzt bist Du frei. — Indeß, nach dem, was ich vorhin von Dir hörte — Nein, mein Sohn, es sei fern von mir, Dich zu irgend etwas überreden zu wollen. Kehre zu Deiner Frau, zu Deinen Kindern, zu Deinem kleinen Städtchen zurück, und harre dort muthig aus, — denn auch dazu gehört in der That Muth, und großer Muth, — und harre aus, bis andere Leute, bessere Männer, das große Werk der Befreiung vollendet haben.

— Vater, wozu dieser Spott?

— Mein Gönner, ich sprach sehr ernst.

— Ich folge Ihnen, Vater.

— Ah, noch heute?

Ein Blick vernichtenden Spottes begleitete die Frage.

Der Sohn wagte nicht zu antworten.

— Also nicht? Ich dachte es wol. In Wahrheit geht ja

auch ein Frauendienst vor Herrendienst; es ist sogar eine adelige Devise. Nun, mein vortrefflicher Sohn, reise Du ruhig und gemächlich heute zu Deiner Familie zurück, und wenn Frau und Tante Dir Erlaubniß geben, so wird durch den Aufschub von ein paar Tagen die Sache des Vaterlandes *nicht leiden, und geben* sie Dir keinen Urlaub, nun, so wird auch ohne Dich *das Vaterland* nicht zu Grunde gehen. Adieu, mein Sohn.

— Vater, ich reise mit Ihnen, auf der Stelle.

— Ich wünsche Dir und mir Glück, mein Sohn. Umarme mich.

Der Graf Friedrich Kappler gehörte wol nicht zu den festesten Charakteren. Freilich stand er seinem Vater gegenüber, und solch einem Vater! Und die letzte Triebfeder seiner Schwäche war an sich so ehrenwerth: Pflicht, Ehre, Vaterlandsliebe. Und leichtsinnig war er ja immer gewesen. Immer? Drei, beinahe vier Jahre lang hatte sich keine Spur eines Leichtsinns in seinem Handeln gezeigt.

Emma, die junge Grafenfrau von dem niedrigen Herkommen saß am folgenden Abend wartend auf die Rückkehr ihres Gatten. Sie saß spielend mit ihren beiden Kindern, glücklich in der Erwartung des Wiedersehens.

Aber der Gatte kehrte nicht. Sie mußte die Kinder zu Bette schicken.

Sie saß still erwartend an den Bettchen der schlummernden Engel. Ihr Gatte kam nicht.

Eine Angst, ein Schmerz drängte sich in ihr Herz.

Endlich am späten Abend — die Post traf spät in dem Städtchen ein — brachte ein Postbote ihr einen Brief des Abreisenden.

Ihre Angst und ihr Schmerz entwichen. Er kündigte ihr seine volle Befreiung an; er schrieb ihr, daß ein höchst dringendes unaufschiebbares Geschäft ihn gezwungen habe, sofort mit seinem Vater in die Heimat zu reisen. Er bat sie so angelegentlich, so zärtlich um Verzeihung über die Unruhe, den Kummer, den er ihr durch diese Reise mache.

Emma beruhigte sich vollständig.

Von den Ueberredungskünsten ihres Schwiegervaters wußte sie ja nichts, und von seinen Absichten hatte sie nicht einmal eine Ahnung.

Ihre Schwiegermutter kannte sie gar nicht.

Sie sollte alles kennen lernen.

Nach acht Tagen traf wieder ein Brief ihres Mannes ein. Allein, anstatt daß er ihr seine sofortige Rückkehr meldete, theilte er ihr mit, daß seine Angelegenheiten ihn nach Berlin riefen; das Nähere dürfe er ihr nicht schreiben, weil der Brief in das Königreich Westfalen gehe, und mithin das Briefgeheimniß nicht gesichert sei.

Eine leise Unruhe schlich sich in das Herz der jungen Gräfin wieder ein. Der Brief war wieder zärtlich, liebevoll; er sprach so wahr, so innig das Bedauern des Gatten und des Vaters aus, von den Seinigen getrennt sein zu müssen; er stellte jedoch baldige Rückkehr in Aussicht.

Aber wer kann der Unruhe des liebenden und ahnenden Herzens gebieten?

Dabei hatte sie nicht die Genugthuung, ihm schreiben zu können. Er hatte vergessen, ihr seine Adresse zu geben.

— Zu Weihnachten wird er wieder kommen, tröstete sie sich, sagte sie schmeichelnd und vertrauend zu den Kindern. Das schöne Christfest wird er ohne mich, ohne euch nicht feiern können.

Weihnachten war nahe. Weihnachten kam. Aber der Gatte, der Vater kam nicht. Er konnte das Fest doch ohne die Frau, ohne die Kinder feiern.

Freilich traf am heiligen Abend ein Brief von ihm ein. Gerade am heiligen Abende, und er war liebevoller und zärtlicher als die vorigen. Er sprach nicht mehr von dem Bedauern, er drückte den tiefsten Gram der Trennung aus. Er enthielt die herzlichsten Wünsche für seine Lieben; er kannte nur noch das Eine Glück des Wiedersehens. Aber er konnte die Zeit dieses Wiedersehens nicht bestimmen, geschweige die frühere Aussicht auf baldige Rückkehr bestätigen. Die Angelegenheiten, die ihn hielten,

waren in ganz eigenthümlicher Weise complicirt geworden. Es war ein stiller, einsamer, trauriger Weihnachtsabend, den die Gräfin verlebte, den sie wahrlich nicht feierte.

Doch Ein Glück, wenigstens Einen Ersatz von Glück hatte sie. Er hatte ihr seine Adresse gegeben. Er war in Berlin. Sie konnte ihm schreiben.

Sie schrieb ihm allen ihren Gram, alle ihre Liebe, alle ihre Hoffnungen. Von ihren traurigen Ahnungen schrieb die brave Frau kein Wort.

Wie hätte sie freilich auch gekonnt? Diese Ahnungen waren für sie ja so völlig ohne Gegenstand, ohne Grund, ohne Veranlassung. So wartete sie wieder.

Sie mußte lange warten. Der Graf kam gar nicht. Ein Brief von ihm kam nach langer Zeit.

Viele dringende Geschäfte entschuldigten sein langes Ausbleiben. Das Ausbleiben des Briefes, nicht das des Grafen. Er, der Graf selbst, deutete er an, werde in das Königreich Westfalen niemals wieder zurückkehren können; seine gegenwärtige Stellung erlaube das unter keinen Umständen. Näheres könne er ihr aus dem bereits früher angegebenen Grunde nicht schreiben. Aber in gar nicht ferner Zeit hoffe er, Frau und Kinder bei sich in seiner Heimat sehen zu dürfen; dann werde sie alles erfahren. Darauf Versicherungen der unwandelbarsten Liebe.

Aber das alles kam der armen Gräfin so besonders, so fremd vor.

— Hat mein Friedrich das geschrieben? mußte sie sich fragen. Gewiß ist es seine Handschrift. Aber ist es auch sein Herz, das so schreiben konnte.

Ein Stich fuhr ihr in ihr eigenes Herz.

— Wäre das die Heuchelei der erkaltenden Liebe? Die Heuchelei jetzt erst gegen sich selbst?

Sie wagte es nicht, den Gedanken auszusprechen. Am allerwenigsten gegen ihren Mann. Sie schrieb ihm nur mit ihrer alten, herzlichen, einfachen Liebe. Aber glücklich war sie nicht mehr. Sie konnte noch spielen mit ihren Kindern, aber nur unter Thränen.

Sie mußte den Blick der Tante vermeiden, wenn die beiden Frauen sich nicht weinend in die Arme fallen sollten.

Ihre Freundin Josepha war fort.

Sie schrieb oft an ihren Mann. Sie schrieb ihm ein Tagebuch ihrer Liebe, ihrer Hoffnungen. Jede Woche sandte sie es ab. So wartete sie wieder auf Antwort. Aber diesmal wartete sie ganz vergebens.

Es kam kein Brief, es kam keine Nachricht von ihrem Manne.

Sie konnte mit den Kindern auch nicht mehr spielen. Sie konnte sie nur durch Thränen ansehen, mit denen ihre Augen sich füllten, wenn sie stundenlang am Fenster gesessen und vergeblich auf den Postboten, auf einen Brief von ihm gewartet hatte. — An der treuen Brust der Tante mußte sie sich dann ausweinen.

Endlich kam ein Brief; nicht von ihm, nicht an sie. Es war ein entsetzlicher Brief.

Er begann: Madame! Er trug die Unterschrift: Sidonie, Comtesse Kappler, née Prinzessin — —

Wir haben es im Laufe dieser Erzählung schon einigemale erwähnen müssen, die alte Gräfin Kappler war eine stolze Frau. Sie war zugleich, oder wol vielmehr, eine hochmüthige und herrschsüchtige Frau. Was ihr Mann, am Ende mit nicht minder festem Willen wie sie, durch diplomatische Feinheit, durch genaue Kenntniß und kluge Behandlung der Menschen, durch List und Intriguen zu erreichen suchte, das mußte sie auf geradem Wege, befehlend, drohend, gewaltsam durchsetzen.

Der Graf hatte den Sohn zu ihr geführt.

Sie empfing ihn vornehm, gemessen, kalt.

Er wollte sich nach langer Trennung in die Arme der Mutter werfen. Sie wich zurück.

— Ah, Friedrich, keine bürgerlichen Allurien.

Dann trat sie ihm langsam wieder näher.

— Umarme mich, mein Sohn. — Sie bot ihm die geschminkten Wangen. — Er konnte wol keinen herzlichen Kuß darauf drücken.

Sie küßte ihn gar nicht.

Können Herrschsucht und Hochmu Brief an seine Frau ge-
Sie finden freilich auch keine Liebe.

Als der Sohn sie geküßt hatte, sah sie uber Auszeichnung

— In der That, ich erkenne Dich wieder. -feld bewiesen,

— Hatten Sie daran gezweifelt, Mutter? war. Er

Sie antwortete ihm nicht. -hrene

— Du wirst morgen noch hier bleiben, sagte sie. Ueb- morgen wirst Du Deine Reise nach Berlin antreten.

Der junge Graf hatte ein Herz, wenn es auch ein leichtsinniges war, er hatte einen Willen, wenn es auch kein sehr fester Wille war.

So antwortete er auch der stolzen, herrsüchtigen Mutter schonend.

— Mutter, Sie haben sich noch nicht nach meiner Frau und meinen Kindern erkundigt.

— Ah, Du bist verheiratet.

— Und meine Frau ist ein Engel.

— Und wie viele Kinder hast Du?

— Zwei. Zwei wunderliebliche Kinder.

— Damit wäre also der Erkundigung nach Deiner Familie Genüge geschehen. — Jetzt zu den Angelegenheiten unserer Familie.

— Sie haben mir Mittheilungen zu machen, Mutter?

— Ich bin in Deiner Sache einen Schritt weiter gegangen als Dein Vater. Ohne sein Vorwissen. Er wird es mir verzeihen. Ich habe durch meine Bekanntschaften am Hofe erwirkt, daß man Dich als nicht aus der Armee geschieden betrachtet. Du bist zum Premier-Lieutenant befördert, und in der General-Adjutantur angestellt. Hier Dein Patent. Uebermorgen, wie gesagt, wirst Du nach Berlin abreisen, um in Deinen Posten einzutreten.

— Aber gnädigste Mutter, sagte der Sohn, ich erlaubte mir bereits, Sie daran zu erinnern, daß ich eine Frau und Kinder zurückgelassen habe.

— Ich hatte zunächst Deinen Dank erwartet.

— Ich danke Ihnen gewiß unterthänig, theure Mutter, aber —

— Du verzichtest auf die Ehre, die ich Dir erworben habe?

— Gott behüte mich. Aber ich habe die Meinigen verlassen, ohne daß ich und ohne daß sie eine Ahnung von einer Trennung auf nur drei Tage hatten.

— Mein Sohn, Du nimmst entweder Dein Patent an, oder Du nimmst es nicht an. Nimmst Du es nicht an, so kannst Du allerdings hinreisen, wohin Du willst. Nimmst Du es aber an, so ist Deine nächste Pflicht, Dich sofort auf Deinen Posten zu begeben, und nur Dein König kann Dir dann einen Urlaub zu reisen ertheilen.

Das war so kalt, aber auch so bestimmt und klar gesprochen. Der junge Mann gerieth in einen verzweifelten Kampf der Ehre und der Liebe.

Der Ehre gewiß; das hatte schon sein Vater ihm deutlich gemacht, das konnte er nicht mehr verkennen.

Aber in der That auch der Liebe? That denn die Ehre seiner Liebe den geringsten Eintrag? Verzichtete er auf irgend etwas? Gab er irgend etwas auf? Er sah die Seinigen nur nicht sogleich wieder. Die Trennung von ihnen dauerte nur einige Tage, vielleicht auch einige Wochen länger. Das war alles. Und konnte er nicht schreiben?

Es blieb ihm keine Wahl.

— Ich werde übermorgen nach Berlin abreisen, Mutter.

— Du wirst dort an den Hof kommen, wahrscheinlich in die persönliche Adjutantur des Königs. Ich erwarte, daß Du Deiner Stellung und Deinem Namen Ehre machen wirst. — Noch Eines. Ich habe Dich an meine Freundin, die Gräfin Heiding, empfohlen. Sie macht ein großes Haus und gilt viel bei Hof. Du wirst Dich ihr gleich bei Deiner Ankunft in Berlin vorstellen. Triff jetzt Anstalten zu Deiner Abreise.

So hatte die Mutter ihren Sohn empfangen.

Der Graf Friedrich Kappler mußte am zweiten Tage nach der Ankunft im Schlosse seiner Eltern zu seiner neuen Bestimmung nach Berlin abreisen. Er konnte es nur mit schwerem Herzen,

nachdem er jenen zärtlichen liebevollen Brief an seine Frau geschrieben hatte.

Der Graf wurde in Berlin mit aller der Auszeichnung aufgenommen, die bei dem Muthe, den er bei Saalfeld bewiesen, bei seinen Leiden, bei seinem hohen Range so natürlich war. Er erweckte vollständig das Interesse, das sein Vater, der erfahrene Diplomat, ihm vorher verkündet hatte.

Welchem jungen Mann hätte das nicht geschmeichelt?

Welcher Mann, wenn er nicht einen sehr festen Charakter hat, kann den Verlockungen der Schmeichelei widerstehen, ihren Verlockungen auch auf Abwege?

Der junge Graf hatte anfangs nur an die Seinigen denken können, und nur mit einer fast unwiderstehlichen Sehnsucht. Bald konnte er auch an etwas anderes denken, und wenn er an sie dachte, ohne jene heftige Sehnsucht.

Nach einiger Zeit hatte er noch Zeit für Gedanken an sie.

Er hatte sich der Gräfin Heiding vorgestellt, der er von seiner Mutter empfohlen war.

Die Gräfin Heiding war eine Dame der großen Welt. Sie war Witwe, ohne Kinder, im Besitze eines mäßigen Vermögens, aber zugleich einer Rente vom russischen Hofe, die ihr gestattete, ein durchaus unabhängiges Leben zu führen, und, wenn auch nicht ein sehr großes, doch eines der angenehmsten Häuser in Berlin zu machen.

Sie war am Hofe gern gesehen. Ihre Gesellschaft war die beste Gesellschaft Berlins. Ihre Jugend hatte sie in Paris verlebt, am Hofe Ludwigs XVI. und der liebenswürdigen Königin Marie Antoniette. Späterhin hatte der galante Hof des Kaisers Alexander sie in Petersburg gesehen. Mit dem Staatskanzler Grafen, nachherigen Fürsten Hardenberg, befreundet, hatte sie im Jahre 1810 ihren Aufenthalt in Berlin genommen. Sie war eine kluge Frau, auf deren Ansichten und Urtheile der Staatskanzler und manche andere Staatsmänner nicht geringes Gewicht legten.

Sie empfing den Grafen Friedrich Kappler als eine mütterliche Freundin.

— Wissen Sie, lieber Graf, daß Sie eine bedeutende Carriere machen werden?

— Ich wünsche nur, meinem Könige und meinem Vaterlande zu dienen, gnädige Frau.

— Dann müssen Sie sich auch jene Carriere wünschen. Je höher man steigt, desto ausgezeichnetere Dienste kann man leisten. Wissen Sie aber auch, was dazu gehört, eine hohe Stellung zu erreichen?

— Ich bin Soldat, gnädige Frau. Den Soldaten macht der Muth, der Eifer, der Gehorsam.

— Ah, mein junger Freund, und Sie glauben, daß diese vortrefflichen Eigenschaften auch befördern?

— Ich hoffe es.

— Ei, Ihre Mutter hat Recht.

— Und worin, wenn ich fragen darf?

— Sie schreibt mir, daß Sie in früheren Jahren ein außerordentlich liebenswürdiger Cavalier, gar ein Roué gewesen seien, während Ihrer Gefangenschaft aber — Sie werden mir doch nicht böse, wenn ich ihre Worte ohne Umschreibung wiederhole?

— Ich bitte, gnädige Frau.

— Ich bitte, gnädige Frau! Aber lieber Graf, welche Antwort! Sie waren früher im Gefolge des liebenswürdigsten, galantesten Prinzen, an dessen Seite Sie kämpften und verwundet wurden? Ach, Ihre Mutter hat mehr als Recht. Sie sind verbauert. Ich bin die Freundin Ihrer Mutter. Ich bin also auch Ihre Freundin. Ich muß Sie unter meinen Schutz, ich muß Sie in meine Schule nehmen. Beginnen wir sogleich. Also Sie wollen Carriere machen?

— Ich will nur —

— Wahrhaftig, es sitzt tiefer bei Ihnen. Ich glaube gar, Sie sind sentimental geworden in den Winkeln Ihrer Verbannung von der civilisirten Welt. Wolan denn, Sie *sollen* Carriere machen. Wissen Sie, was dazu gehört? Aber was Sie wissen,

haben Sie mir ja schon gesagt. Lassen Sie mich Ihnen nun sagen, was ich weiß. Zuerst gehört dazu Geist. Nicht der plumpe deutsche Verstand, aber auch nicht der fade französische Esprit, sondern der feine, sich nie vergessende und nie verlierende, die Gegenwart stets beachtende und beherrschende, stets klare, zuweilen boshafte, nie sentimentale Geist. Wissen Sie, was ich meine?

— Ich verstehe Sie, gnädige Frau.

— Sie hatten ihn; Sie werden ihn wieder bekommen. — Zweitens wird erfordert eine leidliche Figur, und die Gabe, sie zu produciren. Sie haben jene, Sie hatten auch diese. Sie werden auch sie zurückbekommen. Zu diesen beiden Eigenschaften will ich heute, damit meine erste Lection nicht zu langweilig werde, nur noch eine dritte, sehr specielle für Sie hinzufügen. Sie werden morgen Abend wieder zu mir kommen.

— Zu Befehl, gnädige Frau.

— Sie werden hier die Gräfin Antonia Dönburg finden. Sie werden ihr den Hof machen.

— Ich, gnädige Frau?

— Das erschreckt Sie?

— Aber —

— Aber die Dame ist jung, schön, sehr liebenswürdig, gehört einer der angesehensten Familien des Landes an. Es giebt keine bessere Partie in der Welt für Sie.

— Aber ich bin verheirathet, gnädige Frau.

— Sie? Haben vielleicht auch schon Kinder?

— Zwei.

— Verheirathet! Kinder! Aber mein Gott, davon hat Ihre Mutter mir kein Wort geschrieben.

— Sie wird vorausgesetzt haben, daß es Ihnen bekannt sei.

— Ich hatte auch noch kein Sterbenswort davon gehört. Erzählen Sie. Welchem Hause gehört Ihre Frau an?

— Meine Frau ist —

Der Dämon der Schwäche hatte an dem jungen Manne, seitdem er seine Mutter verlassen, nicht wieder herangekonnt.

Jetzt faßte er ihn wieder. Er zögerte, das Wort, das er auf der Zunge hatte, auszusprechen. Aber in diesem Augenblicke schämte er sich auch.

— Meine Frau, sprach er entschlossen, ist eine Bürgerliche.

Die Gräfin lächelte fein.

— Ach, mein lieber Graf, Sie waren mir ein Räthsel. Halb glaubte ich es durch die Annahme einer halben Sentimentalität bei Ihnen gelöst zu haben. Sie sind ganz sentimental, und das Räthsel ist ganz gelöst. Eine Bürgerliche! Eine Liebe also!

— Eine Liebe, gnädige Frau.

— Eine sentimentale, bürgerliche Liebe!

Sie sann eine Weile nach. Sie strich mit der feinen Hand über die geistvolle Stirne des noch immer Spuren ehemaliger großer Schönheit zeigenden Gesichtes.

— Ihre Verheirathung ist hier unbekannt — sagte sie dann.

— Ich weiß es nicht.

— Sie ist es. Sonst hätte ich davon gewußt. Lieber Graf, Sie wollen nicht muthwillig Ihre Zukunft verderben?

— Warum sollte ich es?

— Sie wollen Ihrem Könige und Ihrem Vaterlande dienen?

— Gewiß.

— Sie werden hier keinem Menschen, keinem einzigen Menschen sagen, daß Sie verheirathet sind.

— Ich sehe nicht ein, gnädige Frau —

— In welcher Verbindung das mit Ihrer Laufbahn stehe? Mein Freund, Sie sind in der That seit fünf Jahren um ein Jahrhundert zurückgeschritten. Indeß nach acht Tagen werden Sie einsehen. Also Sie schweigen. Sie versprechen es mir?

— Ich kann es wenigstens für einstweilen immerhin versprechen.

— Wohl. Und morgen Abend machen Sie der Gräfin Antonia Dönburg den Hof. Auf Wiedersehen bis morgen, lieber Graf. Ich höre einen Wagen vorfahren. Der Staatskanzler hat sich anmelden lassen.

Der Graf mußte sich verabschieden, ohne eine weitere Einwendung machen zu können.

Er ging verlegen, unklar, unzufrieden mit sich.

Vielleicht wäre er damals noch nicht verlegen, aber sehr klar und zufrieden mit sich gegangen, wenn er das triumphirende Lächeln bemerkt hätte, mit welchem die Dame ihm nachsa h, und welches sagte: Welch eine leichte Beute wird dieser Mensch sein!

Er mußte am nächsten Abend wieder zu der Dame gehen. Es wäre lächerlich gewesen, wenn er nicht hingegangen wäre. War es denn auch Untreue gegen seine Frau? Brauchte er jener jungen Dame den Hof zu machen?

Er erschien. Die junge Gräfin war da.

Sie war wirklich schön, sie war mehr als liebenswürdig, sie war anbetungswürdig. Und sie wurde angebetet von Allen, die sie sahen und ihr näher kamen. Und wer sie sah, mußte ihr näher kommen.

Die hohe Gestalt mit dem schön und edel geformten Gesichte, den großen, dunklen, geistvollen, schwärmerischen Augen, war der Mittelpunkt der Gesellschaft. Junge und alte Männer, Frauen, selbst Mädchen drängten sich, mußten sich in ihre Nähe drängen, Alle nur zu ihrem, zu dem Triumphe der jungen Dame. Ihr Triumph war ein ununterbrochener. Und doch war er der Triumph einer stets kalten, stets mehr zurückstoßenden als fesseln wollenden, einer oft mit scharfem beißenden Hohne spottenden Göttin. Trotz jenem dunklen schwärmerischen Auge!

Wurde dieses Mädchen einmal warm, wollte sie einmal fesseln, der, den sie hielt, war unrettbar verloren. War sie selbst gefesselt, sie selbst war verloren ohne Rettung.

Es war zahlreiche Gesellschaft bei der Gräfin Heiding.

Die Gräfin Dönburg war von vielen Anbetern umlagert. Sie stieß sie alle ab, um sie desto enger um sich zu schaaren.

— Auf meine Ehre, meine Gnädigste — sagte ihr ein alter General — in Ihrer Nähe seufzt mein zweiundsiebzigjähriges Herz, daß es wieder einem Fähnrich angehören möge.

— Ah, Excellenz — erwiderte sie — wenn mein neunzehn-

jähriges Herz lieben könnte, es würde den braven alten General, aber nicht den Fähnrich lieben.

Ein colossaler Rittmeister drängte sich vor. Sie sah ihn schon von weitem.

— Auf meine Ehre — wollte auch er anheben.

— Um Gotteswillen, rief sie ihm entgegen, lieber Rittmeister, Sie wollen Ihre ganze Schwadron zu meinen Füßen legen. Nur hier nicht, nur heute nicht!

— Sie sind ein Engel von Anmuth, versicherte ihr auf Französisch der baierische Legations-Secretär, ein echter Oberbaier. Sie haßte das französische Wesen, zumal das gemachte in der deutschen Heimat.

— Herr Baron Gumpenberg, erwiderte sie ihm sehr kalt und gemessen und ohne Spott in deutscher Sprache, wenn Sie die Güte haben wollen, sich wieder an mich zu wenden, so ehren Sie sich und mich durch den Gebrauch unserer schönen theuren Muttersprache.

Ein französischer General stand neben ihr. Er hatte die Worte wohl verstanden. Seine Lippe zuckte in einigem Aerger auf. Franzosen waren gerade damals recht die Herren und Meister im deutschen Lande; auch in Preußen, auch in Berlin. Man sah das Zucken. In manchen Gesichtern zeigte sich eine leise Besorgniß.

Der französische General schien seinem Aerger Luft machen zu müssen. Er wendete sich mit süßer Galanterie an die junge Dame.

Sie haben Recht, Gräfin. Wo Sie sind, sind Sie die Königin. Und am Hofe einer Königin redet man nur die Sprache der Königin.

Sie dankte für das Compliment schweigend und mit einer stolzen Verneigung des Hauptes. Wie sie französisches Wesen haßte, so haßte sie noch mehr die Franzosen.

— Indessen, fuhr der Franzose fort, gibt es Lagen, in denen auch die liebenswürdigsten Königinnen eine Ausnahme zulassen müssen. So erinnerte ich mich, wie vor wenigen Jahren in Tilsit

die allerliebenswürdigste Königin — leider hat der Tod, der auch das Liebenswürdigste nicht verschont, seitdem auch sie —

Er wurde unterbrochen.

Ein dunkler Zorn, ein furchtbarer, vernichtender Hohn war rasch in das Gesicht der schönen jungen Gräfin getreten. Sie maß damit den französischen General.

Manches Männerherz zitterte bei dem Anblicke.

— Johann, rief die junge Gräfin mit lauter Stimme dem in der Nähe stehenden Kammerdiener der Gräfin Heiding zu, Johann, ein Glas Wasser für den Herrn General.

— Warum für mich, Gräfin? fragte verwundert der Franzose.

— Damit Sie sich vorher den Mund reinigen, mein Herr, ehe Ihre Lippen den edelsten Namen aussprechen.

Der Franzose erblaßte vor Wuth. Ringsumher erblaßten Viele vor Schreck, Andere wurden verlegen, Manche wichen vor der jungen Dame zurück.

Sie sah, sie beachtete es nicht.

Mit einem ruhigen Gesichte schritt sie auf die Gräfin Heiding zu, an deren Seite der vor einiger Zeit eingetretene Graf Friedrich Kappler stand.

— Tante, Du wolltest mir den Sohn Deiner Freundin vorstellen.

— Sie nannte die alte Dame Tante und Du, obgleich nur ein sehr entferntes Verwandtschaftsverhältniß zwischen ihnen bestand. Freundinnen waren sie.

— Ihr kennt Euch ja schon, Kinder, sagte die alte Dame.

— So ist es, meine liebe Tante.

Die junge Dame sah mit ihren schönen schwärmerischen Augen so innig und treu in das Gesicht des jungen Mannes. Dann sagte sie zu ihm mit bewegter Stimme, die in der noch herrschenden allgemeinen Stille des Schreckens und der Verlegenheit von allen Anwesenden doppelt klar vernommen wurde:

Geben Sie mir ihren Arm, Graf. Aber den, der bei Saalfeld verwundet wurde. Ah, es ist der rechte! Er wird sich

selber rächen. — Erzählen Sie mir von Ihrer Gefangenschaft, von Ihren Leiden, von Ihren, nein, von unser Aller Hoffnungen.

Sie ging stolz an seinem Arm zuerst noch eine Weile in dem Saale auf und ab, als wenn sie zeigen wollte, wie wenig sie den Feind fürchte, den sie gereizt, erzürnt, herausgefordert hatte, als wenn sie ihn von neuem herausfordern wollte.

Der französische General warf in der That zornglühende Blicke auf sie, auf ihren Begleiter. Er schien ein paar Secunden lang ohne Entschluß zu sein. Dann mochte er aber einsehen, daß die Gesetze des geselligen Anstandes, vielleicht auch die der politischen Klugheit, ihm hier und für den Augenblick jeden Schritt einer Rache oder Genugthuung verböten. Er knüpfte andere Gespräche an.

— Jetzt, sagte die junge Gräfin, als sie das sah, zu ihrem Begleiter, lassen Sie uns in jene Fensternische gehen. Meine gütige Tante hat mir so Vieles von Ihnen erzählt, und ich muß endlich einmal einen wahren ganz deutschen Mann kennen lernen.

Er führte sie in die Nische des entfernten Fensters, und man sah beide dort sehr angelegentlich mit einander sprechen.

Man sah aber auch bald die Wangen des jungen Mädchens glühen und ihre großen schwärmenden Augen wie verloren sich dann auf die Lippen des jungen Mannes heften, dann in sein Auge versenken.

So hatte noch Keiner die junge Dame gesehen.

— Ich bitte Sie, sehen Sie sich einmal die Gräfin Dönburg an.

— Man kennt sie nicht wieder.

— Welches Feuer blitzt in ihren Augen!

— Wie schön sie ist!

— Der Graf Kappler ist zu beneiden.

— Auf Ehre, es ist um sich todtzuschießen.

— Und der Graf Kappler?

Meine Leser stellen diese Frage. In jener Gesellschaft stellte

man sie nicht. Dort beneideten ihn nur die Herren, und die Damen wurden eifersüchtig.

Und in der That, sein Gesicht zeigte nur Strahlen des Glückes. Den ganzen Abend. Denn den ganzen Abend waren die junge Gräfin und er ein unzertrennliches Paar.

— Ich habe mich amüsirt, sagte der Graf zu sich, als er allein zu Hause war. Ich habe mich sehr gut amüsirt. Aber weiter auch nichts.

Und er setzte sich hin und schrieb einen zärtlichen Brief au seine Frau.

Aber er konnte ihn doch in der Nacht nicht mehr vollenden. Er mußte oft aufstehen. Das Bild der schönen Gräfin Dönburg ließ ihm keine Ruhe, und mehr als einmal sagte er laut:

Ah, wenn doch der französische General Genugthuung von mir forderte. Daß ich ihr Ritter sein solle, hat sie ihm deutlich genug gezeigt.

Er mußte das Schreiben zuletzt ganz abbrechen. Er konnte nur träumen, wachend, bis in später Nacht die Träume des Schlafes die wachen ablösten.

Der französische General forderte zwar keine Genugthuung von ihm. Die Interessen der französischen Politik hatten es wol nicht zugegeben. Es wäre ein Scandal entstanden, der aus dem Salon der Freundin des Staatskanzlers hervorgegangen war, der also nach vielen Seiten hin auf sehr unangenehme Weise compromittiren mußte.

Man hatte auch auf französischer Seite gerade damals Veranlassung, dies zu vermeiden. Der General war schon nach wenigen Tagen von Berlin versetzt.

Allein das kleine Abenteuer war allgemein bekannt geworden. Die Gräfin Dönburg konnte nicht bekannter und nicht gefeierter dadurch werden. Destomehr wurde der junge Graf Kappler schon in den wenigen Tagen nach seiner Ankunft in Berlin und bei Hof der Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit, des angelegentlichsten Entgegenkommens. Und der junge Graf und die junge Gräfin waren unzertrennliche Freunde geworden.

Freunde? Nur Freunde?

Sie waren unruhig, wenn sie von einander getrennt waren, sie waren aber auch nicht ruhig, wenn sie beisammen waren. Sie wurden getrennt unglücklich. Aber glücklich, wenn Eines dem Andern in die Augen blicken konnte. Sie wurden auch unglücklich, wenn sie beisammen waren. Sie konnten nur scheu einander in die Augen blicken, und doch mußten ihre Blicke sich suchen, immer und immer.

Der Graf erzählte ihr, daß er verheirathet sei, und schrieb jenen so sonderbar zärtlichen Brief an seine Frau, der der Armen den tiefen, den ersten Stich ins Herz gab.

Die Gräfin hatte keinen Spott, keinen Hohn mehr, sie konnte keinen Anbeter mehr um sich dulden. Sie war bitter, boshaft, launisch, unbeständig geworden.

Der Graf schrieb an seine Frau gar nicht mehr. Die Gräfin ging in keine Gesellschaft mehr. Aber unzertrennlich blieben die beiden immer im Hause der alten Gräfin Heiding. Die Gräfin verfiel. Der Graf ließ wie ein Unglücklicher den Kopf hängen. Das war ein Zustand, der lange so nicht dauern konnte.

— Dem muß ein Ende gemacht werden, sagte auch die Gräfin Heiding.

Sie nahm den jungen Grafen allein.

— Fritz, Antonie liebt Sie.

Der Graf seufzte.

— Und Sie lieben sie.

— Tante, auch er nannte sie so, ich bin verheirathet.

— Und dennoch haben Sie diese furchtbare, heftige Leidenschaft in dem Herzen des armen Mädchens können Wurzel fassen lassen! Dennoch haben Sie das edelste Herz unglücklich machen können!

Der Graf bedeckte seine Augen, die ihm heiß genug brennen mochten.

— Fritz, Sie müssen wieder gutmachen. Sie wären ein Bösewicht.

— Kann ich?

— Sie können.

— Wie?

— Sie können, Sie müssen. Unsere Gesetze stehen Ihnen zur Seite.

— Nie, nie, Gräfin!

Die Gräfin brach ab.

— Er würde, sagte die Gräfin für sich, am Ende, wenn ich ihn wieder reizte, sein Ehrenwort verpfänden. Und an ihrem Ehrenworte hängen auch solche leichtsinnige Thoren. Im übrigen ist er ja auch fertig. Er wird, er kann nun nicht selbst handeln, eben in seiner Schwäche. Dem Handeln Anderer wird er keinen Widerstand mehr entgegensetzen.

Sie schrieb an ihre Freundin, die Mutter des jungen Mannes:

„Theure Sidonie!

„Fritz ist fertig, Du hast völlig freie Hand.

Deine Benigna.“

Darauf schrieb die alte Gräfin Kappler an die Frau Hausmann, die Tante der jungen Gräfin Kappler:

„Madame!

„Ich pflege in der Fassung wie in der Ausführung meiner Entschlüsse kurz und entschieden zu sein. Ich komme daher ohne weitere Einleitung zu einer Angelegenheit, die mich und Sie und uns beiden nahestehende Personen sehr tief berührt. Mein Sohn Friedrich hat mit Ihrer Nichte eine Mesalliance geschlossen, die nach dem Gesetze vollkommen nichtig ist, und gegen die also die Hilfe des Gesetzes in Anspruch genommen werden muß. Bevor wir diesen strengen Weg einschlagen, sind wir indessen nicht abgeneigt, den Weg einer gütlichen Auseinandersetzung zu versuchen. Ich biete Ihnen für Ihre Nichte folgende Vergleichspunkte an:

„1. Ihre Nichte willigt ein, von meinem Sohne gerichtlich geschieden und für den schuldigen Theil erklärt zu werden. 2. Eine gesetzliche Folge davon würde sein, daß sie den Namen und Stand ihres Mannes verliert; jedoch versprechen wir ihr, den Adel als eine Frau von Gödeke auszuwirken, wenn sie 3. für ihre beiden

Kinder, unter allen bei dergleichen Acten für Unmündige erforderlichen Formalitäten, auf alle Erb- und Familienrechte bezüglich ihres Vaters verzichtet.

„Sollte Ihre Nichte auf diesen Vergleichsvorschlag nicht eingehen, so würde die unmittelbare Folge sein, daß der Proceß auf Nichtigkeitserklärung ihrer Ehe angehoben wird. Der Ausgang desselben kann keinen Augenblick zweifelhaft sein: Ihre Nichte wird als die gewesene Concubine meines Sohnes betrachtet, ihre Kinder sind uneheliche Kinder. Ich erwarte Ihre baldige Antwort. Sidonie, Comtesse Kappler,
née Princesse —"

Die Frau Hausmann war, als sie den Brief gelesen hatte, wie von einem furchtbaren Blitzstrahle getroffen.

Aber Emma, die junge Gräfin Kappler, hatte ein großes Herz. Sie schrieb drei Zeilen an ihren Gatten:

„Friedrich! Ist dieser Brief mit Deiner Einwilligung geschrieben? Mit der Einwilligung meines Gatten, des Vaters meiner Kinder? Deine Emma."

Die Zeilen sendete sie mit dem Briefe seiner Mutter an ihn ab. Und darauf war sie von einer stillen, schmerzlichen, aber erhabenen Ruhe.

Nur wenn sie ihre Kinder ansah, schien es, als wenn sie mit aller ihrer Kraft einem tödtlichen Schmerze wehren müsse, der plötzlich ihr das Herz zu brechen drohe.

Für sich war sie im Klaren. Sie war rein, edel, ohne Vorwurf, mochte kommen, was wollte. Kehrte ihr Mann zu ihr zurück, so hatte sie, so hatte ihre Liebe sich nicht getäuscht. Kehrte er nicht zurück, wurde jene entsetzliche Drohung der Mutter ausgeführt, so hatte sie einen Unwürdigen geliebt, und sie zweifelte nicht, es werde ihr gelingen, eine schmachvolle Liebe aus ihrem Herzen zu reißen.

Aber ihre Kinder! Ihre schönen, freundlichen, lieben Kinder! Sie Bastarde! Sie, für ihr ganzes Leben mit dem Flecken der unehelichen Geburt behaftet, einem Flecken, der in jener Zeit noch

der allgemeinen bürgerlichen, selbst sonderbarerweise einer sittlichen Verachtung preisgab, als wenn die armen, unschuldigen Kinder eine Sünde, ein Verbrechen begangen hätten!

Mit jener stillen, erhabenen Ruhe wartete sie auf die Antwort ihres Gatten.

Sie wartete vergebens.

Statt des Briefträgers, der ihr einen Brief gebracht hätte, erschien der Huissier des Gerichtes bei ihr und händigte ihr eine durch Vermittlung des General-Procureurs von den preußischen Behörden an sie erlassene gerichtliche Verfügung ein.

Der Verfügung lag eine von einem preußischen Rechtsanwalte bei dem preußischen Gerichte gegen sie angestellte Klage bei.

In der Klage war vorgetragen:

Der Graf Friedrich Kappler habe sich verleiten lassen, mit der Emma Gödeke, Tochter des verstorbenen Bedienten Gödeke zu Honek im Königreiche Westfalen, die Ehe einzugehen, aus welcher Ehe zwei Kinder entsprossen seien. Diese Ehe sei nach der völlig klaren und bestimmten Vorschrift des preußischen Allgemeinen Landrechtes im zweiten Theil, ersten Titel, §. 30, welcher wörtlich lautet:

> „Mannspersonen von Adel können mit Weibspersonen aus dem Bauern- oder geringeren Bürgerstande keine Ehe zur rechten Hand schließen.“

offenbar null und nichtig. Denn einerseits gehöre die Emma Gödeke, als die Tochter eines Bedienten, unstreitig zu dem geringeren Bürgerstande. Andererseits werde zwar auf gegnerischer Seite behauptet werden, daß die Ehe unter der Einwilligung des Vaters des Grafen Kappler geschlossen sei. Dieser Umstand könne aber die Nichtigkeit der Ehe nicht beseitigen, indem zur Beseitigung dieser Vernichtung nach der gleichfalls völlig klaren und bestimmten Vorschrift des Allgemeinen Landrechtes, §. 32, am angeführten Orte, eine Dispensation des betreffenden preußischen Landes-Justizcollegiums erforderlich gewesen sei, welche nur dann habe ertheilt werden können, wenn drei der nächsten Verwandten des Grafen, desselben Namens und Standes, darein gewilligt hätten.

Daß übrigens, obgleich die Ehe im Königreich Westfalen geschlossen worden, dennoch die preußischen Gesetze auf sie Anwendung finden müßten, könne nicht bezweifelt werden, da der Graf Kappler sich nur als Kriegsgefangener im Auslande befunden, also niemals sein preußisches Staatsbürgerrecht verloren habe. Deshalb und da der Graf jetzt auch seinen factischen Wohnsitz wieder in Preußen habe, die Frau aber immer dem Gerichtsstande des Mannes folgen müsse, sei auch die auf die Nichtigkeitserklärung der Ehe anzustellende Klage bei den preußischen Gerichten anzubringen, und die Beklagtin müsse bei diesen Recht nehmen.

Es wurde der Antrag an das Gericht gestellt:

„die Ehe zwischen dem Grafen Friedrich Kappler und der Emma Gödeke für von Anfang an nichtig zu erklären, also, daß die Beklagtin niemals eine Ehefrau des Klägers gewesen und ihre Kinder uneheliche seien."

Die Klage war angestellt im Namen des Grafen Friedrich Kappler, von welchem der Rechtsanwalt schriftliche Vollmacht überreichte.

Die unglückliche Frau war auf den Schlag gefaßt gewesen, als sie zuletzt immer vergeblich auf jene Antwort gewartet hatte. Er traf sie dennoch mit einer furchtbaren Gewalt.

Aber sie erhob sich. Sie erhob sich mit jener Kraft, von welcher der echte weibliche Charakter getragen wird, welche nur dem Weibe eigenthümlich ist. Der Mann kann Schläge, die er nun einmal nicht abzuwehren vermag, hinnehmen, aber nicht anders, als mit dem Willen, dem festen Entschlusse, sich sein Recht zu verschaffen, sie zu rächen — wie schon das alte deutsche Recht es nannte — nicht sich zu rächen. Die Frau kann dulden, dulden mit jenem erhabenen Bewußtsein, daß ihr kein Recht, keine Rache, keine Genugthuung werde. Und trotz dieses Bewußtseins, in diesem Bewußtsein kann sie ruhig, ein ganzes verlornes Leben lang dulden.

Welche unendliche Ergebung! Die Ergebung in einen erkannten, höheren, heiligen, allliebenden Willen. Und dieser höhere Wille lohnt, lohnt mit himmlischen Gütern, schon hier auf Erden.

Ist jene ruhige, stille, klare Ergebung nicht schon selbst ein himmlisches Glück?

Die Gräfin schrieb an ihren Mann:

„Lieber Friedrich!

„Ich habe Deine Klage erhalten. Ich will nicht versuchen, Dein Herz zu rühren, weder durch Versicherungen meiner Liebe, noch durch Klagen über das Schicksal Deiner und meiner Kinder. Denn wir beide müssen unsere Situation nur mit der vollsten Klarheit übersehen.

„Und unsere Situation ist folgende: Entweder bist Du im Stande, mit vollem Bewußtsein roh das treueste Herz zu zerbrechen, das Dich je geliebt hat, Dich je lieben wird, unnatürlich Deine eigenen unschuldigen Kinder als vaterlose Waisen, als verachtete Bastarde in die Welt zu stoßen. Oder aber ein furchtbarer betäubender Dämon hält Deinen Geist, Dein Herz, Deine Sinne gefangen, und Du, Unglücklicher, weißt nicht, was Du thust. Ist *das erste der Fall*, sprich selbst das Urtheil aus, das — trotz *aller Aussprüche Eurer Gerichte* — die Welt über Dich fällen wird. Ich habe dann einige Jahre einen glücklichen Traum gehabt, und ich muß ein langes Leben dafür büßen, daß ich träumte. Meine, Deine Kinder aber — nicht Du wirst Dich ihrer, aber sie werden sich ihres Vaters schämen müssen, wenn sie seinen Namen hören. Ist aber jenes letztere der Fall, o, mein Friedrich, mögen dann diese Zeilen Deines Weibes, der Mutter Deiner Kinder, die Zaubergewalt haben, die Bande jenes unglückseligen Dämons zu sprengen, Deinen Geist und Dein Herz wieder klar zu machen, und Dich in die Arme der Deinigen zurückzuführen, Deiner schönen, lieben Kinder, Deiner Frau, die — ach, Friedrich, ich wollte Dich nicht rühren, ich wollte mich nicht an Dein Herz, nur an Deinen Verstand und an Deine Ehre wenden, aber kann ich denn meinem eigenen Herzen wehren? Ja, mein geliebter, mein einzig geliebter Friedrich, mein Mann, mein Alles, ich müßte zu Grunde gehen, wenn Du nicht zu mir zurückkehrtest. O komme, komme zu Deinen Kindern, zu Deiner Dich ewig, ewig liebenden

Emma."

Emma erhielt auch darauf keine Antwort.

Da legte sie Trauerkleider an. Sie betrachtete ihren Mann für sich als todt, sich als Witwe.

Der Termin, zu welchem sie vor die preußischen Gerichte geladen war, um auf die Klage zu antworten, rückte herbei.

Sie mußte einen Rechtsanwalt bestellen, der für sie den Proceß führte. Nicht für sich, denn mit sich war sie fertig.

— Nie, sagte sie zu ihrer Tante jetzt, nie würde ich wieder an seiner Seite leben können. Er ist kein blos leichtsinniger Mensch mehr.. Er ist tiefer gesunken; in jene moralische Tiefe, aus der kein edles Herz mehr hervorgehen kann. Aber meinen Kindern bin ich es schuldig, ihre Rechte so lange zu wahren, als es noch irgend ein erdenkliches Mittel dafür giebt.

Der Proceß nahm seinen regelmäßigen, freilich sehr raschen Gang. Preußen zeichnete sich seit Friedrich dem Großen schon vor allen anderen Ländern Deutschlands durch eine schnelle Rechtspflege aus.

Dieser Proceß wurde besonders rasch betrieben.

Das erste Urtheil erschien. Es war völlig nach den Anträgen des Klägers ausgefallen.

Die Ehe wurde für von Anfang an nichtig erklärt, dergestalt und also, daß die Beklagtin niemals eine Ehefrau des Klägers gewesen, und ihre Kinder uneheliche Kinder seien. Von rechtswegen!

Nach dem Gesetze konnte das Urtheil nicht anders ausfallen.

Die unglückliche Frau — noch, denn das Urtheil war noch nicht rechtskräftig, und noch war sie daher Frau und durfte sie sich Gräfin Kappler nennen — die unglückliche Frau hatte auch einen andern Ausfall des Erkenntnisses nicht erwarten können, und sie hatte auch nicht den Muth, in den ferneren Instanzen auf eine Abänderung desselben zu ihren oder ihrer Kinder Gunsten zu rechnen.

Sie ergriff dennoch das ihr zustehende Rechtsmittel der Appellation. Sie mußte es für eine Pflicht gegen sich und gegen ihre Kinder halten.

Das zweite Erkenntniß erschien. Es bestätigte lediglich das erste. Auch das zweite Urtheil war noch nicht von selbst rechtskräftig.

Es stand ihr noch das Rechtsmittel der Revision an das höchste Gericht des preußischen Staates dagegen zu. Sie ergriff das Rechtsmittel.

Jene nämliche Pflicht zwang sie dazu. Diese Pflicht veranlaßte sie zugleich zu einem andern Schritt.

Sie hatte während des ganzen Processes nichts von ihrem Manne — auch noch bis zur erfolgten Eröffnung des Revisions-Erkenntnisses des genannten höchsten Gerichts war der Graf ihr Mann, war sie seine rechtmäßige Ehegattin, konnte ihr niemand den Namen und Rang einer Gräfin Kappler streitig machen — sie hatte keine Nachricht von ihrem Manne erhalten, weder auf directem, noch auf indirectem Wege. Freilich hatte sie seit jenem Briefe keine Zeile wieder an ihn geschrieben, und bei Dritten sich nach ihm zu erkundigen, dazu war sie zu stolz gewesen.

Als das Rechtsmittel der Revision von ihr eingelegt war, das letzte und fast unzweifelhaft völlig resultatlose Mittel des Rechtes, da mußte sie noch einmal den Weg des Herzens, der Ehre beschreiten. Sie hatte sich so lange dagegen gesträubt. Sie hatte nicht sein Herz rühren, überraschen wollen. D u r f t e sie zuletzt dieses Mittel noch verschmähen?

— Tante, sagte sie zu ihrer treuen Anverwandten, begleitest Du mich und meine Kinder auf einer Reise nach Preußen? Es ist ein großes Opfer, um das ich Dich bitte. Die Jahreszeit ist noch rauh, Du bist des Reisens ungewohnt. Aber ich fürchte, ohne Dich, ohne meine mütterliche Freundin, würden, bei den furchtbaren Schlägen, die ich dort zu erwarten habe, die armen Kinder ohne Schutz und ohne Pflege sein. Und dennoch muß ich die Reise machen mit den Kindern. Vermögen diese schönen, lieben, unschuldigen Geschöpfe nicht, das Herz ihrer Großeltern zu bekehren, sich die Arme ihres Vaters wieder zu öffnen, dann ist freilich gar nichts mehr zu hoffen, alles verloren; dann haben

wir aber auch alles gethan, was die Pflicht von uns forderte, was die Ehre uns gestattete.

— Ich begleite Dich, mein Kind; ich verlasse Dich und Deine Kinder nie, sagte die Tante.

Die Anstalten zur Reise wurden getroffen. Sie mußten beschleunigt werden.

Der Advocat der Gräfin schrieb ihr, daß das dritte und letzte Erkenntniß rasch erfolgen werde, und in sehr naher Zeit zu erwarten stehe; auch, wie er vernommen, daß der Kläger, Graf Friedrich Kappler, unmittelbar nach der Eröffnung des Erkenntnisses, sich anderweit verloben werde; es sollten hiezu, bei der Unzweifelhaftigkeit des Ausfalles des letzten Erkenntnisses, schon sämmtliche Vorbereitungen getroffen sein.

Die Gräfin Emma Kappler reiste mit ihrer Tante und ihren Kindern ab.

Es war im Jänner des Jahres eintausend achthundert und dreizehn.

Der Advocat hatte ihr die Wahrheit geschrieben, auch in Betreff der bevorstehenden Verlobung.

Aber es war nicht die schöne Gräfin Antonia v. Dönburg, mit welcher der Graf Friedrich Kappler sich verloben sollte.

In Berlin hatte sich vielmehr Folgendes zugetragen:

Der junge Graf hatte die Vollmacht zur Anstellung des Processes gegen seine Gattin unterschrieben. Er hatte sie unterschrieben im Taumel einer fast wahnsinnigen Liebe zu jener schönen jungen Dame. Seine Mutter war selbst nach Berlin gekommen, ihm die Urkunde vorzulegen. Ein stärkerer, festerer Charakter als er, wäre vielleicht dem Zustande einer halben Zurechnungslosigkeit erlegen.

Die Klage war dem Gerichte übergeben; sie war der Beklagtin mitgetheilt. Jener Brief der unglücklichen Frau war unbeantwortet geblieben; sein Inhalt war abgeprallt an dem Verstande, der Ehre, dem Herzen des verzauberten und schwachen Mannes.

Der Proceß war eingeleitet.

Das erste dem Grafen günstige Urtheil war gesprochen. Da erschien auch der Vater des jungen Grafen in der Residenz. Er nahm den Sohn allein.

— Fritz, Deine Mutter ist eine kluge Frau.

— Zu welchem Zwecke sagen Sie mir das, Vater?

— Sie ist auch eine energische Frau. Was sie will, setzt sie durch.

Der Sohn seufzte doch.

— Es ist wahr.

— Auch eine stolze Frau ist sie; sie wird ihre Geburt nie vergessen.

Der Sohn erröthete.

Der Vater, der alte Diplomat, fuhr fort:

— Trotz alledem verrechnet, vergreift sie sich zuweilen. Du wirst mir freilich zugeben, daß das dem Besten begegnen kann.

— Ich weiß nicht, mein Vater —

— Es ist ihr auch diesmal passirt mit Dir, mein Gönner.

— Mit mir?

— Sie will Dich, sie will unsere Familie poussiren durch Deine Heirat mit der Gräfin Dönburg.

Der Sohn fuhr auf.

— Und hierin —?

— Hat sie sich verrechnet, vergriffen.

— Ich verstehe Sie nicht, Vater.

— Du wirst schon. Die Gräfin Dönburg ist von guter Familie.

— Ihre Familie gehört zu den ersten des Landes.

— Sie ist jung, schön, liebenswürdig, witzig, geistreich.

— Sie ist ein Engel, Vater.

— Ja, mein Vortrefflichster, bis auf einen Punkt; der Einen Punkt auf Dich bezogen.

— Wie, mein Vater?

— Für einen Andern fällt auch dieser Eine Punkt fort.

— Vater, ich ersuche Sie, klar zu sprechen.

— Wolan, ich will klar sprechen, ganz klar. Eine Verbindung mit der Gräfin würde Dich, würde uns erniedrigen.

Der Sohn sprang leichenblaß auf.

— Mein Vater! rief er mit furchtbarer Stimme.

Der alte Diplomat blieb ruhig und kalt.

— Sie ist die Geliebte des Prinzen Oscar.

— Beweise, Beweise, Vater.

— Frage die Heiding. Geradezu. Sie ist eine brave, ehrliche, aufrichtige Frau. Sie wird es nicht leugnen, weil sie nichts darin findet. Sie hätte es Dir längst gesagt, wenn Du sie danach gefragt hättest. Dir damit entgegenzukommen, hatte sie keine Veranlassung.

Der Sohn kannte seinen Vater. Er hatte auch die Gräfin Heiding kennen gelernt. Er konnte keinen Zweifel mehr haben. Er hatte keinen. Für manches, was er bisher nicht beachtet hatte, mochten ihm auch auf einmal die Schuppen von den Augen fallen.

— Weiß auch meine Mutter darum? fragte er den Vater noch.

— Nein.

Dann gab er sich einem heftigen wilden Schmerze hin.

— Geliebte des Prinzen! Maitresse! Und sie war so edel, so groß! Sie liebte mich so innig, so leidenschaftlich! Ich Thor glaubte da alles. Sie war eine Betrügerin, eine gemeine Betrügerin. Aber was bin ich denn? Was habe ich denn gethan? — Emma! — O rächendes Schicksal!

Er wendete sich rasch an seinen Vater:

— Vater, ich muß Sie verlassen.

— Und wohin wolltest Du, mein Gönner?

— Zu meinem Advocaten.

— Und dann?

— Zum General, mir Urlaub zu erbitten.

— Nach —?

— Wohin Ehre und Pflicht mich rufen.

— Mein Sohn, bleibe, und höre ruhig noch ein paar Worte von mir an. Zur Ehre und zur Pflicht willst Du zurückkehren? Hast Du wirklich bisher Deine Pflicht mit Füßen ge-

treten, und Deine Ehre von Dir geworfen, — das Verbrechen der Pflichtverletzung haftet immer auf Dir, und die einmal verlorene Ehre hat der Mensch auf immer verloren. Aber Du willst zu Deiner Frau zurückkehren? Wird sie Dich auch wieder aufnehmen? Kann sie es? Entweder ist sie jenes klare, edle Wesen, daß Du einmal in ihr zu verehren, zu lieben glaubtest. Dann kann sie einen ehrlosen pflichtvergessenen Menschen, der sie betrogen, der sie bis in das Innerste vernichtet hat, nie wieder aufnehmen. Oder sie ist eine gewöhnliche, gemeine Person, wie die andere, die nur Gräfin werden wollte und bleiben will. Dann kann sie Dich aufnehmen. Aber wer hat Dich dann aufgenommen? Was wird dann aus Dir? Was muß aus Dir werden? Ich will Dir auch das sagen: Ein erbärmlicher, jämmerlicher, verächtlicher und verachteter Mensch, der sich vor den Leuten nicht mehr darf sehen lassen, nach dem die Kinder auf der Straße mit Fingern weisen werden: „Seht, da geht der Graf Kappler, der um einer prinzlichen Maitresse willen seine Frau und Kinder verlassen hatte, aber wieder zu Gnaden aufgenommen ist.“ Aber freilich, den Triumph hättest Du jener Heuchlerin auch dann bereitet, wenn Du nicht wieder zu Gnaden angenommen würdest.

Der Graf sprach ruhig, klar, überzeugend.

Der Sohn konnte sich der Logik seiner Worte nicht verschließen.

— Kann ich denn gar nicht zurück? rief er. Bin ich denn ein rettungslos Verdammter?

— Ja, sagte mit seiner unerschütterlichen Ruhe der Diplomat. Verdammt bist Du, Du hast Dich selbst verdammt. Zurück kannst Du nicht mehr. Aber darum darfst Du den Blick nach vorwärts nicht aufgeben. Deine Mutter wollte für Deine Zukunft sorgen in ihrer Weise. Ich werde für sie sorgen in meiner Weise. Den Anfang habe ich bereits gemacht. Die Einleitungen sind getroffen. Schenke mir noch einige Augenblicke Deine Aufmerksamkeit zu einer sehr ernsten, wichtigen Besprechung. — Meine Güter sind verschuldet. Meinetwegen kannst Du mir den Vorwurf machen, sie seien es durch meine Schuld.

— Ich habe nie daran gedacht, Vater.

— Wir müssen auf Tilgung unserer Schulden bedacht sein. Es ist nicht mehr von gutem Geschmack, nicht mehr adelig, Schulden zu haben. Es ist eine verzweifelt schlechte, nichtsnutzige Zeit in das Land hereingebrochen. Ein schnöder Materialismus regiert die Welt. Wir stehen erst am Anfange des Anfangs. Er droht auch zunächst den Adel zu vernichten, wenn dem Adel nicht gründlich geholfen wird. In früheren ähnlichen, kaum ähnlichen Zeiten half die Regierung dem Adel. Noch Friedrich der Große that es. Jetzt thut niemand etwas für uns. Ich sprach Dir schon einmal davon. Wir haben selbst drohende Schritte gethan, die Regierung für uns zu interessiren. Vergeblich. Die Zeit und ihre Strömung sind nun einmal nicht für uns. Wir müssen Geduld haben bis zu einer besseren Zeit. Sie wird kommen, aber später. Spät. Nicht unter dem jetzigen König. Bis dahin darf aber der Einzelne nicht zu Grunde gehen. Wer todt ist, bleibt todt. Man muß sich also selbst helfen. Du hörst mir doch zu, mein Gönner?

— Ich höre Ihnen zu, Vater.

— Das freut mich. Du bist ein Mann. Wer wollte auch um der Untreue eines Weibes willen selbst zum Weibe werden? Durch die Entdeckung, die ich Dir gemacht habe, hast Du nach allen Seiten gewonnen. Anstatt daß man Dir in Dein Revier kommt, gehst Du in fremdes Revier. Denn ich glaube in der That nach dem, was ich hörte, daß die junge Dame Dich ein wenig liebt. Doch das en passant. — Also man muß sich selbst helfen. Auch wir. Du für uns. Ich bin ein alter Kerl. Ich kann Dich nur unterstützen. Das habe ich gethan, wenigstens eingeleitet, wie schon sagte. Apropos, hast Du Dein Patent als Rittmeister schon erhalten?

— Noch nicht. Es liegt noch im Cabinet zur Unterschrift.

— Also jeden Tag, morgen, übermorgen, kannst Du es haben?

— Ich verdanke es Ihnen, Vater?

— Nein. Durch Patente, durch Würden, Titel, hohe Chargen, macht man fortan das eigentliche Glück nicht mehr.

Sie födern Thoren. Als einen Köder betrachte ich auch nur Dein Patent.

— Ich weiß nicht, wohin Sie zielen, Vater.

— Hast Du das Regiment des neuen Staatskanzlers verfolgt?

— Es scheint den Weg einer großartigeren Politik für Preußen betreten, wenigstens vorbereiten zu wollen.

— So ist es. Und er bereitet richtig vor. Du weißt, man nennt ihn einen Judenfreund.

— So nennt man ihn.

— Er hat die Richtung, die Bedürfnisse der Zeit erkannt, die Macht der materiellen Interessen. — Kennst Du den Baron Gugenheim?

— Gugenheim? Er war Jude —?

— Und ist jetzt Christ. Ein ebenso guter Christ wie Du und ich. Mit seiner ganzen Familie. Auch mit seiner Tochter. Außerdem ist er Baron. Baronisirt gleichfalls mit der ganzen Familie.

— Seit einem halben Jahre, mein Vater.

— Wir wurden es vor einem halben Jahrhundert, mein Gönner. Nach einem halben Jahrhundert also ist seine Familie von ebenso altem Adel, wie die unsrige heute. Aber Du hast meine Frage noch nicht beantwortet. Kennst Du den Baron?

— Er ist seit einigen Monaten in der Residenz. Ich habe ihn in Gesellschaften getroffen.

— Auch seine Tochter?

— Seine Tochter?

— Rebecca hieß sie früher. Jetzt heißt sie Rosamunde. Ein hübscher Name. Auch wohlfeil für die Familie. Rebecca und Rosamunde, derselbe Anfangsbuchstabe, man brauchte die Zeichen in ihren Schnupftüchern und in ihrer andern Wäsche nicht zu trennen. Was willst Du? Das ist Oekonomie. Und bei einem Vermögen von ein paar Millionen noch zu ökonomisiren, das ist eine großartige Idee. Indeß, ich wiederhole meine Frage, kennst Du das Fräulein?

— Nein, mein Vater.

— Du wirst ihr morgen Deine Aufwartung machen.

— Wie —?

— Ich kenne sie. Sie ist eine charmante Person. Sie gefällt mir — für Dich. Der Vater giebt ihr sofort eine halbe Million mit. Später erhält sie noch mindestens eine halbe dazu. Sie hat nur einen Bruder, und der Vater wird auf wenigstens zwei Millionen Thaler geschätzt. Es ist das etwas mehr, als einfältige hunderttausend Thaler. Eine Mesalliance für eine Million, ah, die kann man sich gefallen lassen.

Der Sohn, als er endlich seinen Vater vollständig klar begriffen hatte, stand einen Augenblick wie erstarrt. Ein fürchterlicher Gedanke ergriff ihn; ein entsetzliches Gefühl, das Gefühl der vollständigsten moralischen Erniedrigung faßte, packte ihn, drohte ihn zu zerdrücken, zu zermalmen.

Ein Schrei entfuhr seiner Brust.

— Bin ich denn vollständig entehrt, verdammt?

Sein Vater sah ihn mit seiner unerschütterlichen Ruhe lächelnd an.

— Jetzt begreife ich Dich nicht, mein Gönner.

— Aus Liebe, aus voller uneigennütziger Liebe hatte ich mit dem edelsten, dem unschuldigsten, dem reinsten Wesen mich verbunden. Ich genoß das vollste Glück mit ihr, mit ihr und den holdesten Kindern. Aber meine Verbindung war eine Mesalliance. Ich mußte sie aufgeben, zerreißen. Ich mußte mein Weib, meine Kinder, mein Glück, meine Ehre, mein Alles verlassen. Und wozu? Wozu? Um eine Jüdin zu heiraten. Um des elenden Mammons willen!

Auf die Lippen des Vaters drängte sich ein neues Lächeln.

— Es ist das in der That eine interessante Ironie des Schicksals.

— Des Schicksals? fuhr der Sohn auf. Wer hat mich so weit gebracht? Wer hat —?

— Wer, mein Sohn? Ich denke, Du selbst. In Wahrheit ist ja auch jeder Mensch der eigene Schmied seines Schicksals.

Indessen bezüglich der neuen Fesseln, in die Du geschmiedet werden sollst, will ich meinen Antheil an der Schmiede-Arbeit nicht ableugnen. Gestehe aber, daß ich immer besser für Dich gewählt habe, als Deine Mutter. Freilich, auch sie wird über die Ironie des Schicksals sich beklagen: Mesalliance für Mesalliance! Allein das Geld — dieser neue Gott der Zeit — wird am Ende Alle trösten. — Ueberlege Dir jetzt, was Du morgen dem Fräulein Rosamunde zu sagen hast. Mit ihrem Vater bin ich einig. Uebrigens verschulde ich ihm Geld. — Noch Eines. Es wäre gut, wenn Du Deinen ersten Besuch mit Deinen Rittmeister-Epauletten machen könntest. Du hast Bekanntschaften im Militär-Cabinet; Du könntest dafür sorgen. — Adieu!

Der junge Graf raste gegen sich selbst, als er allein war. Er war betrogen, er war gefangen.

Betrogen hatte er am meisten sich selbst. Gefangen hatte er sich allein, er ganz allein. Er ganz allein hielt sich auch ferner gefangen.

Kam nur Ein edler Gedanke in seinen Sinn, nur Eine Regung wahren sittlichen Muthes in sein Herz, so war er gerettet.

Aber er war zu schwach.

Die sittliche Kraft fehlte ihm. Weil sie ihm fehlte, war er leichtsinnig geworden, war er gefallen. Weil sie ihm fehlte, konnte er sich nicht wieder erheben.

Und wie er nun am Boden lag, und sich nicht wieder zu erheben vermochte, da kamen der Muth, die Kraft und der Trotz der Ohnmacht über ihn, und er wurde noch mehr als leichtsinnig, er mußte es wieder werden.

Am Boden liegt das Gemeine.

Nach wenigen Wochen waren in den Familien Kappler und Gugenheim der Graf Friedrich Kappler und das Fräulein Rosamunde v. Gugenheim ein verlobtes Paar. Die Verlobung sollte öffentlich geschehen, sobald das Urtheil des höchsten Gerichtes die Ehe des Grafen mit der Tochter des Bedienten rechtskräftig für nichtig erklärt hatte.

Emma Gödeke, die Bediententochter, noch Gräfin Kappler,

hatte auch dieses von ihrem Advocaten erfahren, als sie mit ihr
Kindern und ihrer Tante abreiste, um den letzten Versuch
machen, ihren Kindern den Vater zu erhalten.

Das waren die Schicksale des Einen der beiden Mädch
die an einem der ersten Märztage des Jahres eintausend ac
hundert und acht im Garten des Schlosses Honek Abschied v
einander genommen hatten.

Ein nicht minder trauriges Geschick sollte die Andere ve
folgen.

Und beide waren so schön, so fröhlich, so glücklich in jene
glücklichen Alter an der Schwelle des achtzehnten Jahres!

Ende des ersten Bandes.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.